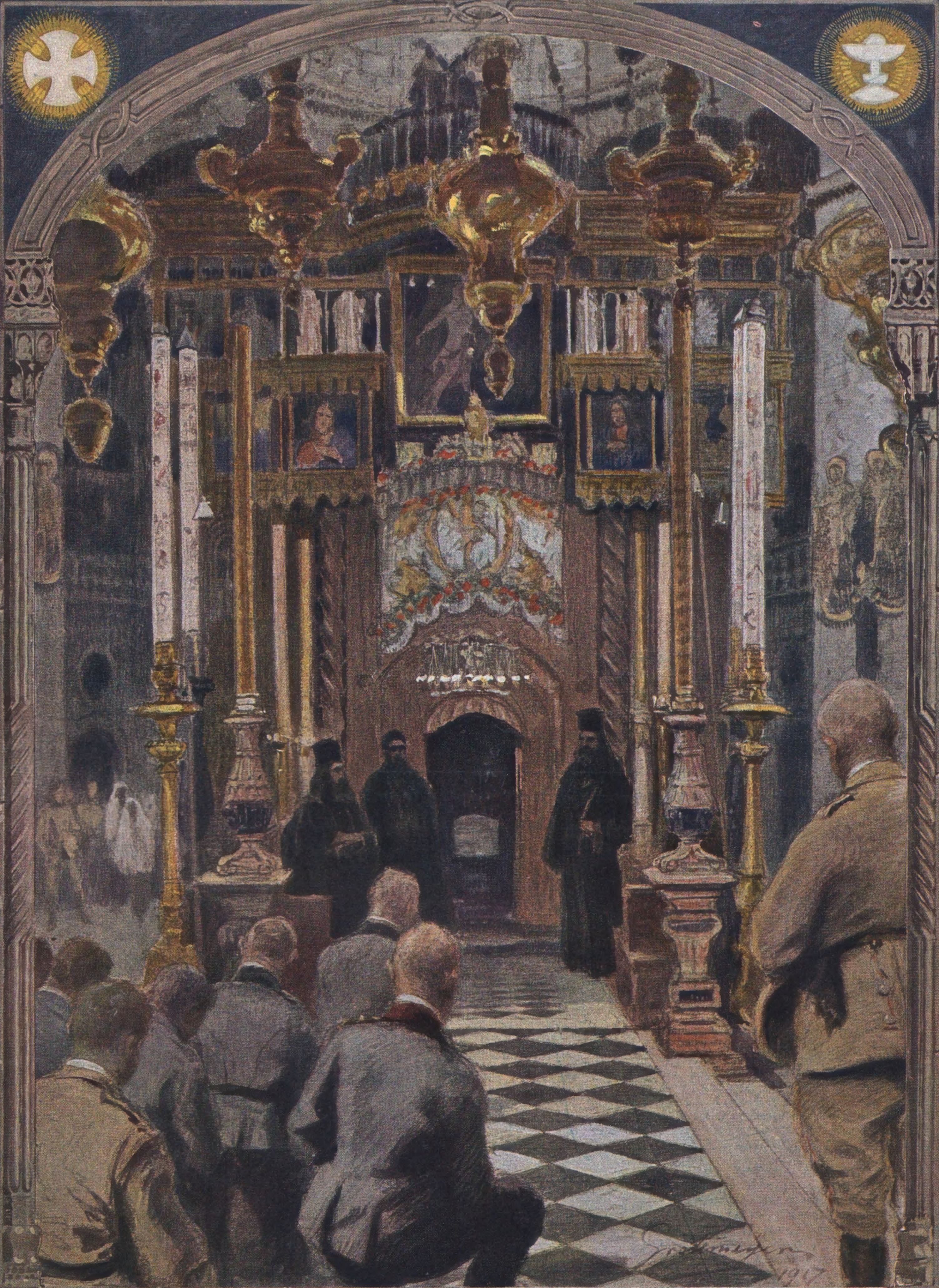
Illustrirte Zeitung



ENGELS-KAPELLE·VOR·DEM·GRABE CHRISTI

OSTERN

I·I·Weber Leipzig

Nr. 3849. Z XIX Kriegsnummer 140. Preis 1 Mark.

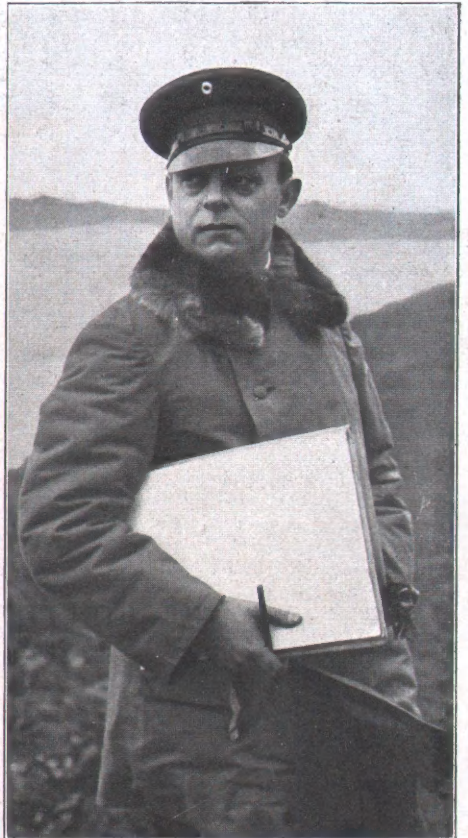
Unsere Künstler im Felde. V.



Professor Hans W. Schmidt.



Kurt Hassenkamp, † 15. März.



Albert Gartmann.

Von jeher hat die Leipziger „Illustrirte Zeitung" ihr Hauptaugenmerk auf die zeichnerische Berichterstattung gelegt, und sie ist bestrebt gewesen, diese mit besonderem Nachdruck zu pflegen und den Forderungen der Gegenwart entsprechend auszugestalten. Sie hat dies in der Erkenntnis getan, daß die Arbeit des Künstlers auch in einer Zeit, wo die Photographie mit dem Anspruch auf alleinige Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit auftritt, nicht entbehrt und durch die rein photographische Wiedergabe der Wirklichkeit niemals ersetzt werden kann. Gerade während des Krieges hat es sich gezeigt, daß der Künstler mehr sieht, als der Photograph auf die Platte bannen kann, und darum hat die Leipziger „Illustrirte Zeitung" den größten Wert darauf gelegt, auf allen Kriegsschauplätzen durch Sonderzeichner vertreten zu sein, die das gewaltige Erlebnis des Krieges auf Grund eigenen Augenscheins im Bilde festhalten. In den Nummern 3756, 3769, 3790 und 3814 haben wir unseren Lesern die Porträte von 38 Künstlern vorgeführt, die für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" an den verschiedensten Fronten tätig waren. Heute können wir die Serie durch die Bildnisse von weiteren sieben Künstlern vermehren, die teils als unsere Sonderzeichner an die Front entsandt wurden, teils ihre Arbeit in den Dienst der „Illustrirten Zeitung" gestellt haben.



Walter Starcke.



Unser Sonderzeichner Felix Schwormstädt bei der Arbeit in Flandern.



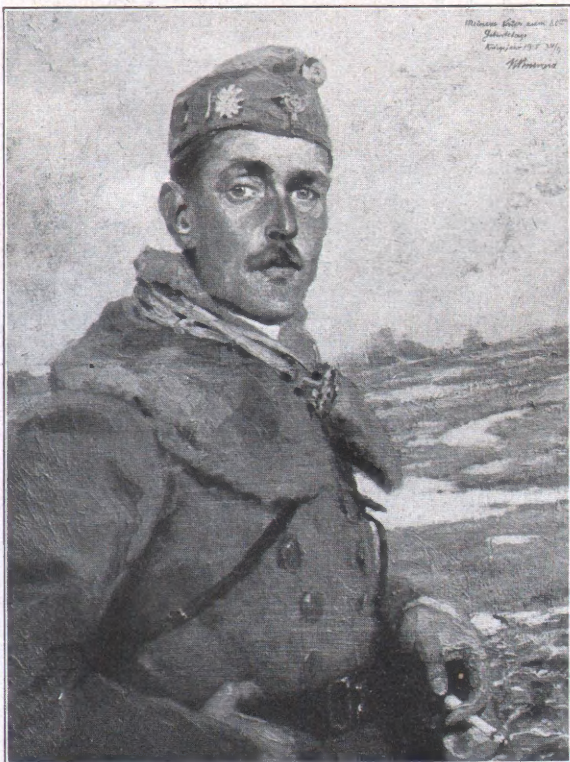
Ismaïl Hakki-Bey.

Felix Schwormstädt, der anerkannte Meister der aktuellen Zeichenkunst, ist unseren Lesern kein Fremder mehr. Sein Bildnis wurde bereits in Nummer 3756 gebracht. Auf dem hier wiedergegebenen Bilde sehen wir ihn bei der Arbeit auf dem flandrischen Kriegsschauplatz, wo er Gelegenheit hatte, unsere Wacht an der belgischen Küste kennen zu lernen und unter Lebensgefahr bis in die vorderste Dünenstellung vorzudringen, um dort Eindrücke zu sammeln.

Professor Hans W. Schmidt, bekannter Geschichtsmaler in Weimar, weilte auf dem westlichen Kriegsschauplatz und schuf eine Reihe bedeutsamer Bilder von den Kämpfen in der Champagne, in den Argonnen und vor Verdun.

Kurt Hassenkamp, jüngerer Marinemaler, geboren zu Leipzig am 29. Januar 1886, war im Sommer 1915 auf der Kaiserlichen Werft in Wilhelmshaven und an Bord des Panzerkreuzers „von der Tann" als Kriegsmaler tätig. Auf S. M. S. „von der Tann" nahm er an mehreren Vorpostenfahrten in der Nordsee teil. Im Herbst 1915 war er in Libau bei der Ostseeflotte und dort auf einem Linienschiff, auf einem Torpedoboot und auf einem Kleinen Kreuzer eingeschifft. Auf letzterem legte er die Rückreise von Libau nach Kiel zurück. Der vielversprechende Künstler ist während seiner militärischen Ausbildungszeit am 15. März im Heidelberger Reservelazarett einer Lungenentzündung erlegen.

Albert Gartmann, namhafter Porträt-, Stilleben- und Landschaftsmaler, hervorragender Kolorist, geboren in Gransee in der Mark Brandenburg am 1. Mai 1876, lenkte während des Krieges durch seine packenden impressionistischen Gemälde vom Vormarsch unserer Truppen in Russisch-Polen, den er bei der Heeresabteilung des Generals Friedrich v. Bernhardi mitmachte, die Aufmerksamkeit auf sich. Die „Illustrirte Zeitung", die in Nummer 3682 vom 22. Januar 1914 einen illustrierten Beitrag über Albert Gartmann veröffentlicht hatte, entsandte den Künstler als Sonderzeichner nach dem Balkan und hat die reiche Ausbeute seines dortigen Aufenthaltes ihren Lesern wiederholt vorführen können, zuletzt in der Sondernummer über „Bulgarien".



K. u. k. Hauptmann Hugo Reichsritter v. Bouvard.

Walter Starcke hat als Kampfteilnehmer den Feldzug im Osten mitgemacht und in seinen Zeichnungen und Aquarellen zunächst die Kriegserlebnisse des 4. Bataillons des Kgl. Sächs. Infanterieregiments Nr. 101 in Russisch-Polen verherrlicht, danach die Ruhmestaten der sächsischen Brigade des Grafen v. Pfeil bei Nowo-Georgiewsk und vor Smorgon.

Ismaïl Hakki-Bey, bedeutender türkischer Künstler, war längere Zeit bei der türkischen Marine und bekleidete zuletzt in ihr den Rang eines Kapitäns. Die „Illustrirte Zeitung" verdankt ihm eine Reihe interessanter Bilder von den Kämpfen an den Dardanellen.

Hugo Reichsritter v. Bouvard, k. u. k. Hauptmann, geboren 1879 zu Wien, entstammt einer Offiziersfamilie, kam auf die Militärakademie nach Wiener-Neustadt und verließ sie 1901 als Leutnant. Im Jahre 1909 trat er in den Ruhestand, um sich der Malerei zuzuwenden. Er arbeitete zwei Jahre in Wien auf eigene Faust, ging dann auf acht Monate nach München und siedelte darauf nach Karlsruhe über. Danach führte ihn eine Reise durch Rußland, Skandinavien, Schottland und nach Paris, wo er ein Vierteljahr verblieb. Ein halbes Jahr vor Kriegsausbruch ließ er sich in Wien nieder. Bei Kriegsausbruch meldete er sich freiwillig und tat Dienst in der Front als Kompagnie-Kommandant. Seit April 1915 war er als Kriegsmaler beim 3. Tiroler Kaiserjäger-Regiment tätig und kam im Herbst 1916 ins Kriegspressequartier. Bei dem genannten Regiment hat er als Maler die große Maioffensive gegen Lublin (1915) mitgemacht, einen Teil der Dolomitenkämpfe (1915) und die Maioffensive gegen Italien (1916) bis 1. Juli. Ein Vierteljahr lang war er an der ganzen Südfront auf einer Tour, die ihn vom Gardasee bis Gallipoli führte. Zuletzt weilte er auf dem rumänischen Kriegsschauplatz. Für seine Dienstleistung als Frontoffizier wurde er mit dem Militär-Verdienstkreuz ausgezeichnet. Militärische Motive hat Hauptmann v. Bouvard vor dem Kriege nie behandelt, doch zeigen gerade seine Kriegsbilder, daß er auch auf diesem Gebiete ein Meister ist.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3849. 148. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 10 ℳ, frei ins Haus 10 ℳ 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 ℳ. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. 5. April 1917.


A Batschari
Cigaretten
ABC
H R ERDT


TET

Illustrirte Zeitung

Nr. 3849. 148. Band.



Christus, der Welt Heiland.

Nach einem Gemälde von Professor Osmar Schindler in der Lutherkirche zu Chemnitz. (Photographieverlag von F. & O. Brockmanns Nachfolger, R. Tamme, Dresden.)



Zum dritten Male Ostern im Kriege.

Von Professor Dr. Theobald Ziegler, Frankfurt a. M.

Schwerer als sonst fällt es uns in diesem Jahr, wo wir zum dritten Male Ostern im Kriege erleben sollen, der Osterbotschaft, wie sie uns Goethe im „Faust" so menschlich schön gedeutet hat, zu lauschen und die Auferstehung in diesem weltweiten Sinn zu feiern und an sie zu glauben. Schon der Natur schien es schwerer zu werden als in anderen Jahren, sich vom Eise zu befreien; der Winter wollte und wollte nicht weichen, das grünende Hoffnungsglück in den Tälern sich nicht einstellen. Immer wieder sagte man sich tröstend vor:

„Und wenn dir oft auch bangt und graut, Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut! Es muß doch Frühling werden!"

Aber immer wieder zögerte er zu kommen; und doch sehnte man nach diesem langen, harten Winter mehr als je Sonne und Licht und Wärme herbei und freute sich darum doppelt und dreifach, als es endlich doch wahr, endlich doch Frühling wurde.

Und das, obwohl man wußte, daß dieser Frühling nicht bloß grünendes Hoffnungsglück und überall sich regendes neues Leben, sondern daß er uns auch neues Schweres, blutige Kämpfe und schließlich die Entscheidung bringen müsse. In diesem harten Ringen stehen wir mitteninne. Die kühne Strategie Hindenburgs, die Freund und Feind verblüffende Zurücknahme unserer Westfront weist hier auf nahe große und entscheidende Schläge hin; der Ausbruch des Krieges mit Amerika, der Wilsons zweideutiger Haltung endlich ein fast gar erwünschtes Ziel setzen wird, steht unmittelbar vor der Tür; und in Rußland hat die Revolution, die dem Zaren den Thron gekostet hat, alles in Dunkel und Nacht gestürzt; denn was dort geschehen, ist ja natürlich nur ein Anfang, und niemand kann vorauswissen, wie es aus diesem allgemeinen Zusammenbruch und Wirrwarr heraus weitergehen soll. In solchem ungeheuren Weltgeschehen stehen wir Deutsche unerschüttert und innerlich unverzagt, voll mutigen Frühlingsglaubens an den siegreichen Ausgang des Krieges. Aber ein Grauen will und darf uns doch beschleichen, wenn wir an die Ströme Bluts denken, die vorher noch vergossen, an die Opfer, die heilig großen, die vorher noch gebracht werden müssen. Doch auch diese Stimmung paßt zu Ostern, dem ja der Gedanke des sich Opferns zugrunde liegt. Vor neunzehnhundert Jahren war es das Opfer und die Selbsthingabe eines Großen für die Menschheit zu schmachvollem Tod am Kreuz: heute sind es viele einzelne, große und kleine, die ihr Leben hingeben zu einem ehrenvollen Tod für ihr deutsches Volk. An Ostern feiern wir die Auferstehung jenes Großen, der in seinem Werk die Jahrhunderte überdauert hat und in ihm lebendig ist und fortlebt als der Stifter des Christentums und als der Erlöser und Befreier einer ganzen Welt. So werden auch die von heute, die draußen für uns gefallen sind und fallen, fortleben als Helden des deutschen Volkes in Denkmälern von Stein und Erz, fortleben in der dankbaren Erinnerung ihrer Volksgenossen, der jetzt lebenden sowohl als der kommenden Geschlechter, und weiterleben vor allem in dem, was durch sie das deutsche Volk geworden ist in seinem herrlichen Aufstieg zu Macht und Größe, zu innerer Läuterung und zu äußerer weltumspannender Ausbreitung des deutschen Geistes. Aber auch diese Opfer gelten wahrhaft nur den „tätig sie Preisenden". Denn hierin zeigt sich der Ostergedanke am deutlichsten — in dem, was wir als Folge dieses Durchgangs durch Not und Tod für unser Volk erwarten. Auch von uns muß es heißen: „Sie sind selber auferstanden, alle sind sie ans Licht gebracht." Über die Zeit nach dem Krieg hat freilich jeder seine eigenen Gedanken, und gewiß wird manches ganz anders kommen, als die einzelnen es heute erwarten, und vor allem anders, als viele es heute für sich wünschen. Die Selbstsucht, die sich in Wucher und Profitgier, in Preistreiben und Hintanhalten während des Krieges so übel offenbart, wird auch nach dem Krieg in allen möglichen Gestalten und Formen dasein: denn trotz alles Osterns, Mensch bleibt Mensch. Aber ein Ostern und ein Pfingsten muß doch über uns kommen, der Krieg darf nicht ein großes Umsonst gewesen sein und werden, sowenig, als die Geschichte über das große Opfer auf Golgatha, als wäre es nicht, hinweggeschritten ist. Und es steht bei uns und liegt in unserer Macht, den Segen davon in der rechten Weise und in reichem Maß uns zuströmen zu lassen. Denn wenn auch nicht alles grünende Hoffnungsglück zu Frucht und Ernte heranreift, ein großes Neues und die große Erneuerung erwarten wir ganz bestimmt für unser Volk; sie kann und sie muß ihm der Krieg bringen.

Anranken aber wird und soll sie sich an den Staatsgedanken und an die Staatsgesinnung, wie sie durch den Krieg neu und in neuer Stärke und Kraft in uns Wurzel geschlagen hat. Für den deutschen Staat kämpfen die draußen, für ihn fallen die, die fallen. Darum muß für den deutschen Staat in erster Linie ein Ostern kommen, die Staatsgesinnung in uns allen auferweckt werden zu neuem Leben. Aus dem Individualismus sind wir über einen internationalen Sozialismus weg herausgewachsen und durch den Krieg erzogen worden zu staatlicher und staatsbürgerlicher Gesinnung und zu einem durchaus nationalen Staatssozialismus. Das ist der Gang, den die deutsche Geschichte von 1800 bis 1917 gegangen ist; die Geschichte aber ist das Schreiten Gottes auf Erden, und so ist es der Wille Gottes, daß der Staat sei, und daß er als ein Hohes und Heiliges, geradezu als ein Göttliches erkannt und anerkannt werde von uns allen. Denn im Staat sind verkörpert der Wille und die Kraft und der Geist, Recht und Sitte und Kultur eines Volkes; er ist der große Reif, der sich um alle Lebensbetätigungen und Lebensäußerungen eines Volkes schließt und sie fest zur Einheit zusammenfaßt und zu einer Einheit gestaltet. Aus dieser Erkenntnis vom Wesen des Staates muß dann hervorgehen die rechte Staatsgesinnung als Überwindung aller Selbstsucht und alles egoistischen Individualismus; wir müssen wissen und im Innersten fühlen, daß wir nur im Ganzen etwas sind und bedeuten, und daß unser, der Einzelnen Macht und Recht steht und fällt mit der Macht und dem Recht des Staates.

Aber verlieren wir uns damit nicht selber als Individuen, als Persönlichkeiten? Und widerspricht das nicht jenem anderen Goethewort:

„Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist nur die Persönlichkeit"?

Ich denke doch nicht. Denn auch das haben wir gelernt, vielleicht am meisten gelernt durch das, was unsere Gegner den deutschen „Militarismus" nennen, daß der Einzelne, das Individuum nicht schon von Haus aus und wenn es sich in seiner Eigenart gehen und sie schrankenlos walten und wachsen läßt, eine Persönlichkeit ist und wird, sondern daß er sich diesen Namen nur und erst erwirbt durch die Einordnung in ein Ganzes und die Unterordnung unter das Ganze und das Gesetz des Ganzen. Nur wer gehorchen kann, kann befehlen und führen, nur wer gehorchen gelernt hat, kann sich selber in Zucht halten. Ohne Selbstzucht aber gibt es keine Persönlichkeit. Und darum ist die beste Erziehung durch Eltern und Lehrer die Erziehung durch Gehorsam und durch Ehrfurcht vor ihrer Autorität und die beste Erziehung im Leben die Erziehung durch Gehorsam gegen die Autorität des Gesetzes: nur so werden wir als Menschen und als Bürger wahrhaft frei. Nicht nur die Gottheit, auch den Staat muß man aufnehmen in den Willen, damit er von seinem Thron steige; nur mit dem Widerstand gegen ihn verschwindet seine Majestät als Zwang und Zwangsgewalt, nur so kommt es zur „Liebe des freien Mannes".

Und wie das Individuelle eintauchen, auf- und untergehen muß im Ganzen des Staates, weil es für sich allein zu eng und zu klein ist, so muß auch das Internationale Platz machen dem Nationalen und dem Staatlichen, weil es zu weit und zu unbestimmt ist und zu leicht zum bloß andächtig Schwärmen verführt, statt zum gut Handeln und zum tätig sich Beweisen anzutreiben. Gerade der Krieg hat gezeigt, daß das Internationale, dem wir in Kirche und Wissenschaft und Sozialismus vorher nur allzu liebedienerisch nachgegangen und nachgelaufen sind, doch nur ein Künstliches und Spielerisches, wertlos und eitel Firnis ist, der in der Stunde des Ernstes und der Not von uns abfällt, als wäre er nie gewesen. Auf allen Gebieten — ausgenommen vielleicht das der Mode! — sind wir durch den Krieg national, aber nicht im Sinne des Wilsonschen überspannten und unhistorisch zersetzenden Nationalitätsprinzips, sondern staatlich-national geworden. Und daß wir daran auch über den Krieg hinaus festhalten, auch das gehört mit zu der großen Ostererneuerung des deutschen Geistes. Denn daß dieser dadurch verengt und chauvinistisch unduldsam werde, ist nicht zu fürchten. Das Menschliche und die Menschlichkeit liegt uns Deutschen im Blut; das beweisen unsere Soldaten im Feindesland; und darum — nicht daß des allgemein Menschlichen zu wenig, sondern immer nur daß seiner zu viel werde und es zu viel Platz beanspruche im deutschen Wesen und uns sentimental und schwächlich statt tatkräftig und stolz werden lasse, ist die Gefahr.

Wenn aber die rechte Staatsgesinnung in uns aufwacht und ihr Ostern in uns und unter uns feiert, so muß das auch zu einer Erneuerung des Staates selbst führen. Und dazu ist die Voraussetzung und Grundbedingung die Teilnahme aller einzelnen am Leben des Staates. Was hieß „politisch" und „politisch sich betätigen" vor dem Krieg? Einer Partei sich anschließen und mit ihr alles durch die Parteibrille sehen und auf die Zwecke und Ziele der Partei hintreiben. „Partei" aber kommt her von pars, der Teil, und daher birgt alle Parteipolitik die schwere Gefahr der Zersplitterung und Auflösung, der einseitigen Bedachtnahme auf den Teil statt auf das Ganze in sich, die Gefahr, daß der Staat über der Partei zu kurz komme und man sich sammle und schare um das Fähnlein der Partei, statt um das große Banner des Vaterlands und des Staats. Was heißt dem gegenüber politische Auferstehung? Daß wir, wir selber auferstehen und wirklich

„Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden, Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge, Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht

— und, könnten wir fortfahren:

„Aus der Parteien kleinlichem Zanken, Aus der Parteiblätter engen Gedanken" —

daß wir aus aller dieser Verknopfung und Verengung und Umnachtung endlich werden ans Licht gebracht. Zu dieser Auferstehung des deutschen Volkes bekannte sich als erster unser Kaiser, als er am 1. August 1914 das Wort sprach: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche." Damit war dieses Ostern des deutschen Volkes würdig und klangvoll eingeläutet, und der verkündigte Burg- und Gottesfriede zwischen den Parteien sollte dessen Symbol und Ausdruck sein und dafür Stimmung machen. Allein nur zu bald wich der Friede dem alten Hader, und neue Gegensätze traten zu den schon vorhandenen hinzu und zerrissen und zerfleischten uns im Innern mitten während des Kampfes um unsere staatliche Existenz nach außen. Hier gilt es darum zu neuern und zu bessern, und das heißt: auftauchen aus dem Meer und dem Chaos des unseligen Parteiwesens. Natürlich nicht so, als ob die Parteiunterschiede und -gegensätze aus unserem politischen Leben je ganz verschwinden könnten oder auch nur verschwinden sollten: Gegensätze müssen sein und dürfen bleiben, denn sie erhalten wach und lebendig und schärfen das Verständnis und den kritischen Sinn. Aber sie müssen anders ausgefochten und ausgetragen werden als bisher — ohne gegenseitige Verhetzung und Erbitterung, ohne persönliche Verunglimpfung und engherzige Unduldsamkeit hin und her; nie mehr darf vergessen werden, daß höher als der Teil jederzeit das Ganze, daß in der Politik die Polis, der Staat immer an erster und an oberster Stelle steht, und daß sich in der gemeinsamen Sorge um den Staat immer wieder alle, alle zusammenfinden müssen und sich verstehen und vertragen können. Ohne das gibt es keine Erneuerung, keine Auferstehung und Wiedergeburt, keine Katharsis und Läuterung unseres nationalpolitischen Lebens. Ein politisches, ein deutsches Ostern feiern wir nur, wenn wir aus der Nacht des vielgeteilten politischen Parteiwesens uns aufschwingen



Christus in Gethsemane. Nach einem Gemälde von Karl Heinrich Bloch.
(Photographieverlag von Ad. Braun & Co. in Dornach i. E.)

zu reiner Begeisterung für den Staat, zu lebendiger Staatsgesinnung. Denn das und nichts anderes ist sittlicher Patriotismus im Unterschied von und im Gegensatz zu engem und ödem Parteipartikularismus, zu naturhaftem Nationalismus und zu verschwommenem Internationalismus.

Wie viel dann und wo an unserem staatlichen Leben zu bessern, was zu konservieren, was daran zu ändern ist, das kann und soll nicht an einem Kriegsostern entschieden werden. Auch das gehört mit zur politischen Auferstehung, daß man sich resignieren lernt. Inter arma silent leges!, d. h. die Gesetzgebung beschränke sich während des Krieges auf das Notwendigste. Denn gute Gesetze macht man nicht im Krieg, sondern erst in der Ruhe nach dem Krieg. Nicht einmal das läßt sich übersehen, wieviel von dem gegenwärtigen Staatssozialismus in den Frieden mit hinübergenommen werden kann und soll. Wohl aber wissen wir das eine und haben es in den letzten $2^1/_2$ Jahren gründlich erlebt und erfahren, daß zu der politischen Auferstehung auch eine energische Neubelebung des sozialen Geistes gehört — Schützengrabengeist, Brotkartengeist und Hilfsdienstgeist könnten wir ihn nennen oder, mit Goethe, einen „Liebe beweisenden, brüderlich speisenden“ Geist, der zuerst einmal in sich, innerlich, die sozialen Gegensätze, Klassenhaß und Klassenhochmut überwindet und in jedem seiner Mitbürger den Genossen und den Bruder sieht, dem er helfen und mit dem er sich im Leisten und im Tragen eins fühlen soll; und auch ein Geist der Genügsamkeit und der Einfachheit muß es sein, der Protzentum und das über seine Verhältnisse Leben, Verweichlichung und Verzärtelung, Genußsucht und brutales sich mit dem Ellenbogen Platz Schaffen in der Welt weit von sich weist und festhält an all dem Guten, das uns der Krieg in dieser Beziehung gelehrt, zu dem er uns erzogen und an das er uns gewöhnt hat, und der namentlich auch das nicht vergißt, daß Besitz und Gewinn verpflichten, und daß auch das Wirtschaften mit dem Eigenen ein Dienst und ein Amt ist am Ganzen.

Wie 1813, so gehört endlich auch 1917 die Vermählung von deutschem Staatsgefühl und deutscher Bildung mit zu der großen Erneuerung unseres nationalen Lebens. Wenn wir aber in diesem Sinn das Ostern des deutschen Geistes feiern wollen, und wenn dieser wieder einmal in aller Kraft und Herrlichkeit auferstehen, ans Licht gebracht werden und der Welt sich offenbaren soll, so müssen wir unten anfangen, müssen auch und schon unsere Jugend neu werden lassen. Ver sacrum, so hieß es einst in Rom, der gottgeweihte Frühling; und von ihm sprach der Priester, zum Kriegsgott betend, demütig zugleich und männlich stolz, das Wort:

„O nicht umsonst, ihr Söhne, waret ihr
Im Kampfe so von Gotteskraft durchglüht!
O nicht umsonst, ihr Töchter, fanden wir
Rückkehrend euch so wundervoll erblüht.

Ein Volk hast du vom Fall erlöst, o Mars!
Von Schmach der Knechtschaft hieltest du es rein
Und willst dafür die Jugend eines Jahrs:
Nimm sie! Sie ist dir heilig, sie ist dein.“



Kreuzabnahme oder Beweinung Christi. (Venezianische Schule, vermutlich von Cariani.)

Schon die Jugend muß in den neuen Geist eingeführt werden, hineinwachsen und in ihm groß und stark werden. Und dazu bedarf es der rechten Erziehung, die ihr staatlichen und sozialen Geist einpflanzt, sie mit allem Höchsten und Besten, was deutscher Geist und deutsche Bildung hervorgebracht haben und hervorbringen werden, erfüllt, und sie so körperlich tüchtig und rein und geistig aufnahmefähig und aufnahmewillig für ihre dereinstigen Aufgaben als deutsche Männer und als deutsche Frauen ausrüstet und ihr zu deren Erfüllung die Kraft und den Willen mitgibt ins Leben. Unsere Erziehung hat sich, denke ich, im Krieg nicht schlecht bewährt, durch unsere Jugend und das, was sie leistet, hat auch unsere Schule die Prüfung in dieser schweren Zeit mit der Note „gut“ bestanden. Aber zu bessern und zu ändern wird doch in Schule und Haus gar manches sein, wenn wir zu neuem geistigen Leben auferstehen sollen. Nur gilt auch da wieder: man resigniere sich und wappne sich mit Geduld und warte daher mit dem Neuen, das kommen soll, bis nach dem Krieg! Jetzt und namentlich in diesem der Entscheidung zudrängenden Augenblick sind wir alle zu leidenschaftlich erregt und stehen zu sehr unter den einzelnen Eindrücken des Tages und der Stunde, als daß wir in Ruhe und mit Besonnenheit ein Dauerndes und Zukunftsreiches erschauen und erschaffen könnten.

Aber an eines mahnt doch gerade der Augenblick und die Stunde auch die Jungen und die Jüngsten, des anderen Worts von Uhland eingedenk zu sein: Heilig sei die Jugendzeit! Auch die Bevölkerungspolitik hat man als eine ernste Zukunftsaufgabe und Zukunftsfrage erkannt und an ihre Lösung die Hand anzulegen begonnen. Allein, man vergesse auch hier nicht, daß diese nicht in erster Linie Sache der Gesetzgebung ist, wenn auch Wohnungsfürsorge und innere Kolonisation allerlei zur Besserung werden beitragen können. Die Bevölkerungspolitik ist vielmehr eine sittliche Frage: eine „Idee“, eine Aufgabe für Sitte und Sittlichkeit unseres Volkes, und ihre Lösung liegt in jenem inneren und ganz innerlichen „Heilig sei die Jugendzeit“. Mit dem den gottgeweihten Frühling verkündigenden Priester Latiums können daher auch wir tröstend, mahnend, gelobend Kriegsostern einweihen durch das Wort an die deutsche Jugend:

Nicht läßt der Gott von seinem heil'gen Raub,
Doch will er nicht den Tod, er will die Kraft;
Nicht will er einen Frühling welk und taub,
Nein, einen Frühling, welcher treibt im Saft.
Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt:
Das ist der Weihefrühling, den er will.



Die Kreuzabnahme Christi. (Niederländisches Gemälde, sechzehntes Jahrhundert.)

Eine Stiftung des Kaisers für die Verkaufsausstellung der Nationalsammlung von Kunst- und Wertgegenständen in der Akademie der Künste zu Berlin zum Besten der „National-Stiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen“.

In solchen Gedanken und Hoffnungen, mit solchem Geloben und Wollen feiern wir diesmal, an Ostern 1917, die Auferstehung des Herrn — in Gedanken, die hinausweisen in die Zukunft, eine gute und schöne Zukunft des deutschen Volkes. Für die nächsten Tage und Monate aber heißt unser Ostergruß: Erst Sieg, dann Friede! Kein Friede ohne Sieg, und kein anderer als ein uns stark und groß und frei machender deutscher Friede!



Heilige Stätten während des Weltkrieges



Von Stabsarzt Dr. Haring.

Mit acht Abbildungen nach Zeichnungen und Gemälden unseres nach Palästina entsandten Sonderzeichners Fritz Grotemeyer.

Dem Pilger, der zum ersten Male seinen Fuß in das Heilige Land setzt, will es nur schwer in den Sinn, daß dies das gelobte Land sein soll, in dem Milch und Honig fließt. Eine erbarmungslos heiße Sonne brennt vom wolkenlosen Firmament auf weite, öde, baumlose Steppen, in denen er sich vergeblich nach Schatten und frischem Grün umsieht.

Um so tiefer ergreift es ihn, daß in diesem Lande, dem der Himmel zu grollen scheint, in der bewegten Geschichte seiner 4000 Jahre Völker kamen, blühten und vergingen. Eroberer vom Persischen Meerbusen her, der Heimat Abrahams, unterwarfen die Kanaaniter; Phönizier und Hettiter maßen sich mit den Ägyptern und Babyloniern, bis Moses und Josua mit den Israeliten von der Wüste Sinai aus das Land vom Toten Meer bis zur Jordanquelle im Hermon eroberten. Zeiten des Verfalles und der Abtrünnigkeit vom Gott ihrer Väter folgten solche des Aufstieges unter weisen Königen, bis der Bruderkrieg zwischen Juda und Israel der Herrschaft der Juden für immer ein Ende bereitete und diese Alexander dem Großen, den Griechen, Ägyptern, Römern und schließlich den heutigen Osmanen das Land überlassen mußten. Hier sind die Stätten der göttlichen Offenbarung, wo der Gottmensch unter dem erwählten Volke des Herrn wandelte, lehrte und litt.



Am Christus-Brunnen in Kana (Galiläa).

Der Weltkrieg läßt auch das Heilige Land nicht unberührt. Statt der frommen Pilger, die alljährlich zu Tausenden und aber Tausenden aus Rußland, Frankreich, Deutschland und Italien dorthin zu wallfahrten pflegten, um ein Gelübde zu erfüllen oder gläubigen Gemütes die Heiligen Stätten mit eigenen Augen zu sehen, statt ihrer beherrscht der Soldat das Leben des Landes, um gegen räuberische Einfälle des Feindes von See her die Grenzen zu schützen und selbst die Fackel des Krieges durch die Wüste vorzutragen und den Feind an seinem empfindlichen Lebensnerv, der ihn mit seinen reichen Kolonien verbindet, anzupacken.

Am Eingange der Wüste Sinai, dort, wo Abraham sich einen Brunnen grub und zu dessen Sicherung mit einem benachbarten Landesfürsten den Bundesschwur tauschte, am Schwurbrunnen Bir-es-Seba, an der Stelle, wohin der Prophet Elias flüchtete, weitet sich ein ausgedehntes Zeltlager des Suezkanal-Expeditionskorps. Wo einst vor Jahrhunderten römische Söldner Wachtdienst versahen und an der Wurfschleuder übten, da exerzieren heute türkische und deutsche und österreichisch-ungarische Mannschaften am Geschütz und am Maschinengewehr. Und der Beduine staunt über das Wunder des Flugzeuges, das dem Adler gleich in schwindelnder Höhe über seiner Wüste kreist, und über die Eisenbahn, die seit dem Kriege tief hinein in sein Gebiet so große Stapel von Kisten und Säcken rollt, und nun vollends über die Lastwagen, die aus eigener Kraft ohne Schienen unheimlich geschwind auf der breit ausgebauten Straße ihn auf seiner flinken Stute überholen. Wo einst der römische Bischof residierte und jetzt in Friedenszeiten der Muezzin vom Gebetsturme der Moschee seinen näselnden Gesang an die Gläubigen richtete, da müssen Verwundete und Kriegskranke, Christen und Juden, untergebracht und gepflegt werden. Denn Mars regiert die Stunde.

Statt der Saumpfade durch steinige Gebirge, kümmerlicher Landwege und weniger Karawanenstraßen durchzieht jetzt ein kriegsbrauchbares, wohlgepflegtes Straßennetz das ganze Land, auf dem Truppen marschieren und schwere Geschütze mit ihren Munitionskolonnen rasseln und den arglosen Hirten mit seiner Herde und den Fellah auf seinem Lasteselchen, das ihn und seine Ware zum Markt trägt, erschrecken.

Voll staunender Ehrfurcht betreten wir Hebron, die älteste Stadt der Welt. Droben unter der Eiche von Mambre, wo noch die Reste einer byzantinischen Kirche an das Heiligtum erinnern, wohnte 2000 Jahre v. Chr. Abraham und baute dem Herrn einen Altar. Von der Haram el Chalil, der heiligen Mauer, an der seit Jahrhunderten die Juden wie in Jerusalem über das entschwundene Reich klagen, umschlossen, birgt die Grabhöhle von Machpele sein Grab und das seines Weibes Sara, seines Sohnes Isaak und Jakobs. Ängstlich hütet der Moslem die Stätte und wehrt Andersgläubigen den Eintritt. Auch uns Soldaten, mit freundlicher Bestimmtheit. Aber der türkische Ortskommandant weist uns unter silbergrünen Olivenbäumen an einem köstlichen Quell einen Lagerplatz an, von dem aus wir sinnend und träumend auf die weißen Häuser blicken, die so freundlich aus den Weinbergen und Obstgärten und Hainen hervorlugen. Vor Jahrtausenden haben schon Menschen hier gewohnt, deren Leben wir kennen. In gleicher Weise bebauten sie das steinige Land im Schweiß ihres Angesichts. Der Hirt trieb wie heute sein Vieh auf die Weide und führte es zum Brunnen, an dem sich das malerische Volksleben noch heute ebenso abspielt, wie es die Heilige Schrift erwähnt. In hohen Tonkrügen, meist frei auf dem Kopfe, tragen Frauen und Mädchen das Wasser; hier nimmt ein Gebetsbereiter seine Waschungen vor, und dort reinigt eine Magd unmittelbar

am Brunnen auf blankem Stein oder in mitgebrachten Karawansas die dürftige Wäsche der Familie und tauscht dabei die Neuigkeiten mit der Nachbarin aus. Das ist so hier unten in Südpalästina wie droben in Galiläa an den grünen Fluten des anheimelnden Sees Tiberias oder an dem einzigen Brunnen Nazareths, von dem auch Maria für die Heilige Familie das Wasser holen mußte.

Nur staunt das Volk, und schüchtern nehmen die arabischen Mädchen Reißaus bis zu einem sicheren Versteck, von dem aus sie beobachten können, wenn die abendländischen Soldaten im Tropenhelm und Khakianzug kommen und Kommandoworte im harten fremden Dialekt erschallen. Und mehr als sonst machen die Eingeborenen Platz für die dürstenden Brüder in der türkischen feldgrauen Uniform, die auf den weiten Kriegsmärschen die große runde Blechfeldflasche längst leer getrunken haben und sich nun müden Schrittes zum heiß ersehnten Wasser schleppen.

Mehr denn je hocken am Brunnen die Bettler und flehen um Almosen, denn der Krieg drückt bitter auf die Armen. Und auch die Mägde der Reicheren erzählen sich, wie schmal die Kost im Hause geworden ist, daß der Hausherr seine schönen Teppiche dem Händler verkaufen mußte, um Burgul und Brot zu erstehen. Die leckeren Zuckerspeisen kenne niemand mehr. Und viele Arme wüßten sie, die Hungers gestorben seien. —



Blick auf Bethlehem. Im Mittelgrunde: Rahels Grab. Im Vordergrunde, zu Pferde: General Rafael de Nogales (Venezuela) und der Sonderzeichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grotemeyer.

Wie fröhlich wird uns in Bethlehem ums Herz in der Erinnerung an die Krippe des Christkindleins und an die fröhliche Weihnachtszeit, dort drüben in der Stadt, die aus tiefen Tälern den Hügel hinansteigt, umgrünt von Maulbeer-, Feigen- und Ölbäumen. Und wie ernst stimmt uns Jerusalem, die hochgebaute, so oft zerstörte Stadt, in der wir bei jedem Schritte Erinnerungen an den ewigen Kampf der Völker um den Glauben und an den geheiligten Wandel Jesu Christi begegnen.

Beim Betreten der heiligen Stätten ist man im ersten Augenblick verwundert, daß Mohammedaner sie hüten. Dort in Hebron bewachen sie das Grab der Erzväter, hier haben sie den Schlüssel zur Grabeskirche, und über dem Fels, auf dem Abraham Isaak opfern wollte, wölbt sich die Omarmoschee. Bis man sich erinnert, daß der Islam die Evangelien, soweit sie sich mit dem Koran decken, als wahrhaft anerkennt und Jesus sowohl als auch Abraham und viele andere Gestalten des Alten und des Neuen Testaments als Propheten übernommen hat. Und sonderbar, wie national und bundestreu sich der duldsame Moslem zeigt. Ernst und würdig öffnet der Kaïm das Tor der Moschee, und sobald er uns als deutsche Offiziere erkennt, strahlt sein Gesicht, und während er uns die Filzpantoffeln überstülpt, drückt er seine Bewunderung über die deutschen Siege gegen die Russen und am Skagerrak aus und erkundigt sich, wie weit wir mit Verdun wären! Wir waren fast sprachlos, als wir hörten, wie genau das Volk selbst über die jüngsten Ereignisse Bescheid wußte.

Drüben auf dem Ölberge, den wir von den Zinnen der alten Tempelmauer Salomos, neben dem Goldenen Tore, durch das Christus seinen Einzug hielt,



Am Marienbrunnen in Nazareth. (Im Vordergrunde links: Drei deutsche Soldaten.)



Ostermorgen vor der Grabeskirche in Jerusalem. Nach einer Zeichnung des nach Palästina entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.



Am See Tiberias. (Links die Stadtmauer von Tiberias, im Vordergrunde ein Fischerboot.)

überblicken, oberhalb des Gartens Gethsemane mit seinen verkrüppelten Ölbäumen, unter denen er noch geweilt haben soll, da droben befindet sich die Auguste-Viktoria-Stiftung, deren mit allen Mitteln moderner Technik ausgestattete Einrichtungen schon reichen Segen gestiftet haben, zumal jetzt während des Krieges. Statt des Kolonisten, der sich dort in Friedenszeiten von den Schäden des Klimas erholen soll, ist jetzt eine Kommandostelle der osmanischen Armee dort zu Gaste, und die deutsche Oberin rühmt die Zuvorkommenheit der osmanischen Offiziere und die Ruhe, mit der sich der gewaltige Apparat der Entscheidung in allen militärischen und wirtschaftlichen Fragen des ganzen Landes bis ins einzelnste, wie immer nur ein fürstlicher Regent sie treffen muß, dort abspielt. In der Ferne sehen wir Dschemal-Pascha selbst mit seinem Stabe bei der Besichtigung übender Truppen.

Am Osterfeste mischen sich feldgraue Uniformen unter die Menge der Händler und unter die Andächtigen, die keinen Einlaß mehr in die seit zwölf Stunden überfüllte düstere Grabeskirche finden. Geschlossene deutsche und österreichisch-ungarische Truppenabteilungen müssen den Besuch verschieben und gehen statt dessen zur Klagemauer und durch die Via dolorosa zum Tempelplatz, zu den Königsgräbern, der schönen Grabstätte der königlichen Familie von Adiabene mit dem in den Felsen gehauenen Hofe und weiterhin zu den Tausenden von Grabstätten der Juden und Mohammedaner, die im Tale Josaphat der Auferstehung harren.

Kaum wundert sich der eingeborene Moslem noch des veränderten Straßenbildes. Das gewissenhafte Schlürfen an seinem Nargileh ist ihm wichtiger als das Gerassel der Batterien und der Lastautos, unter denen der Berg Zion dröhnt. Er weiß ja, daß es Gefangene aus den letzten Kämpfen am Kanal sind, die dort vorübergeführt werden, und daß jene Gläubigen in den hohen grauen Filzhüten, die Mewlewi-Derwische, statt in religiöser Begeisterung zu tanzen, jetzt Krankenpflege für die Truppe ausüben. Wo er auf seinen Gängen vorüberkommt, sieht er von den Klöstern und Hospizen der politischen Feinde die Flaggen des Roten Halbmondes und des Roten Kreuzes wehen, und er hat nur den einen Wunsch, daß all das Blutvergießen ein Ende haben möge.

Schwer genug ist auch im Heiligen Lande der Weltkrieg mit seinen Begleiterscheinungen zu ertragen. Möge bald wieder dem friedlichen, frommen Pilger Palästina offen stehen für seine Wallfahrt! Denn wie es die Gläubigen des Propheten zur Kaaba treibt, so wird die Sehnsucht frommer Christen nach den Stätten des Heiligen Landes nie erlöschen.



Ein Torweg in Jerusalem. (Im Vordergrunde deutsche Offiziere und ein handelnder Jude.)



Bei den Königsgräbern in der Nähe Jerusalems.



Ostertag.

Durch Winterfrost, der lang die Welt umfangen,
Kommst du, ein lichter Sonnenheld, gegangen,
Siegprangend schreitest du im Blütenkranz,
Weckst Lebenszuversicht und Gottesglanz.
Die Menschheit aber, die dich heiß erfleht,
Sinkt frühlingdürstend nieder zum Gebet:
Sei uns gegrüßt mit frohem Herzensschlag,
Befreier du, Erlöser, Ostertag!

Du grüßtest einst in sel'gem Morgengrauen
Am leeren Heilandsgrab die frommen Frauen:
„Der, den ihr sucht, ist bei den Toten nicht,
Denn er ist auferstanden, lebt im Licht!"
Und allen Erdenschmerz hat seit der Zeit
Des ersten Ostertages Trost geweiht,
Und heil'gem Glauben an die Ostertat
Wächst Freudenernte aus der Tränensaat.

Laßt denn auch heut auf hoffnungsstarken Schwingen
Das Osterwunder Euch zum Herzen dringen,
Die Ihr gelitten unter Tod und Krieg:
Verschlungen ist der Tod in Deutschlands Sieg!
Und neuen Frühling kündet allem Land
Der Ostersegen, den uns Gott gesandt!
Drum sei gegrüßt mit frohem Herzensschlag,
Befreier du, Erlöser, Ostertag!

Theo Sommerlad.

Die beiden Kränze. / Ostererzählung von Wilhelm Scharrelmann.

Es war in den Tagen vor Ostern. Die weiten Wiesenflächen der Marsch lagen nach dem harten und langen Winter noch grau und fahl unter dem blaßblauen Himmel, an dem nach den regnerischen, trüben Tagen, die der März gebracht hatte, hier und da leichte weiße Flockenwolken im Schein der sieghaften Frühlingssonne schimmerten. Aber der Strom ging noch mit lehmig. trüben Fluten hinter den unabsehbar langen Deichen, und nur das Gekrächze einiger Krähen, die mit schwerfälligen Flügelschlägen über den graubraunen Wiesen hinzogen, unterbrach die tiefe Stille, die über dem weiten Lande herrschte, das, noch kalt und von den Träumen des Winters befangen, schlafend in seiner einsamen Ruhe lag.

Im Pfarrgarten zu Eschendiek dagegen blühten bereits die Krokus. Gelb wie Eidotter standen sie vor den noch kahlen, mit dem ersten Grün überhauchten Gehölzgruppen und leuchteten in zartem Lila und schneeigem Weiß von den beiden Rundbeeten unter den Fenstern des Pfarrhauses. Schneeglöckchen blühten in Büscheln auf den Rasenflächen, und auf den Tulpenbeeten streckten sich schon die ersten grünen Blattspitzen aus der lehmigen Erde.

Pfarrer Holm war eben vom Eßzimmer aus durch die Glastür in den Garten getreten und gab seine Anweisungen.

„Wenn es Ihnen zuviel wird, Mehlert, kann Friedrich Ihnen helfen. Er wird nicht zu böse sein, wenn er von seinem Griechisch aufstehen und sich mit etwas anderem beschäftigen kann. Übrigens schon ordentlich ein wenig warm in der Sonne, nicht wahr? Meinen Sie, daß wir gutes Wetter haben werden zu Ostern?"

„Oh, das werden wir woll, Herr Pastor. Sonst müssen wir's nehmen, als dat kommt!"

Der Pastor stieg die Treppe zu den oberen Zimmern hinauf und öffnete die Tür zu der Stube seines Sohnes.

„Friedrich, wenn du Lust hättest, dem alten Mehlert etwas im Garten zu helfen? Es wäre schade, wenn er nicht fertig würde bis zum Fest. — Aber keine Dummheiten treiben!" rief er dem Davoneilenden nach und ging dann in sein Studierzimmer und versuchte den Schlußteil seiner Osterpredigt wieder vorzunehmen.

Aber er konnte trotz aller Mühe heute die innere Ruhe und Sammlung nicht dafür finden, und nach einer Viertelstunde klappte er seine Hefte mit einem Seufzer wieder zu, erhob sich und begann nachdenklich im Zimmer auf und ab zu schreiten.

Mit einem nervösen Räuspern der Unruhe brach er plötzlich sein Hin- und Hergehen ab und trat ans Fenster.

Man konnte von der Stube aus, die im hinteren Giebel des Hauses lag, auf die kleine, wetterfeste Kirche hinübersehen, die, im Mittelalter erbaut, mit breitem, vierschrötigem Turm aus unbehauenen Steinen, wettergrau, wie eine Schutz- und Trutzburg über die weite Marsch hinschaute. Ihr zu Füßen lag der Kirchhof. Über dem kleinen Fleck Erde, der mit dem dunklen Grün seiner Koniferen und seiner efeubewachsenen Grabstätten, seinen Lebensbaumhecken und Trauerweiden wie eine Oase in der baumlosen Ebene lag, waltete ein unendlicher Friede. Die Sonne schien leuchtend auf die grün schattierten alten Sandsteinplatten und Epitaphien, unter denen längst versunkene Geschlechter ihre Ruhe gefunden. Gerade dem Fenster gegenüber, am Fuß des Kirchturms, aber lag das Grab seiner Frau, und an ihm hingen die Blicke Pastor Holms.

Sechs Jahre waren es nun. An einem dunklen, regenfeuchten Herbsttage hatte man sie dort im Schatten der Kirche in die Erde gebettet. Pastor Holm hatte selbst den Platz für die Verewigte dort ausgesucht.

So kann ich das Grab zu jeder Zeit sehen, hatte der Vereinsamte in seinem selbstquälerischen Schmerze um die geliebte Frau zu sich gesagt und in mancher trüben Stunde stille Zwiesprache mit dem Grabe gehalten.

Und heute? — —

Die Jahre gingen, und man blieb nicht derselbe.

Von neuem rang sich ein Seufzer aus seiner Brust los.

War es denn wirklich ein Unrecht gegen die Verstorbene, wenn er sich nun entschlossen hatte? Denn entschlossen war er. Am Ostertage wollte Änne zum erstenmal auf Besuch ins Pfarrhaus kommen, und von dem Tage an würde alles seinen Gang gehen.

Tausendmal hatte er sich gefragt, ob es recht von ihm sei, und gezweifelt und mit sich gerungen. Den ganzen Spätherbst, in dem die Stürme mit prasselnden Regenschauern, Stöhnen und Seufzen um das Haus gefahren waren, hatte er mit tatlosem Grübeln und schlaflosen Nächten verbracht, und erst als der Winter mit leise fallenden Flocken das Land zugedeckt hatte und ein frostklarer, heller Winterhimmel vor den Fenstern gestanden, hatte er sich entschlossen, den Brief an Änne zu schreiben, der seinem Leben eine Wendung geben mußte, — so oder so.

Seitdem er dann ihre Antwort empfangen, war alles Grübeln eigentlich nur Selbstquälerei, und vielleicht hatte er ein Recht, nach den langen Jahren stillen Witwertums in der einsamen Marsch sich nach einer neuen Lebensgefährtin zu sehnen. Wie kam es nur, daß es ihm so schwer fiel, sich des kommenden Glückes von ganzem Herzen zu freuen? Immer wieder kamen noch Stunden, in denen es ihm wie ein Raub an der Toten erschien, der seine ganze Liebe gehört, und selbst, als er damals Ännes Antwort empfangen, hatte er sich nicht ganz davon freimachen können, und wie selig — unselig war er in seinen Sommerferien gewesen, als die Neigung zu Änne damals in ihm erwachte und er seine Liebe mit jedem Tage in sich hatte stärker und stärker werden fühlen.

Entzog er der Toten wirklich etwas?

Er empfand, wie sich seine Gedanken ins Uferlose verloren, und mußte sich mit Gewalt aus den Gespinsten seiner Phantasie wieder herausreißen, um von neuem festen Boden unter den Füßen zu spüren.

Es war ja nun überhaupt alles entschieden. Was grübelte er da noch? Freilich, die Kinder! Wie würden sie es aufnehmen? Marga war nun bald sechzehn, und auch Friedrich war mit seinen vierzehn Jahren bereits so selbständig, daß man mit Sorge daran denken mußte, wie sich die beiden in die Dinge schicken würden.

Aber wie sollte er es ihnen nahe bringen? Wenn es sich nicht um sein eigenes Herz gehandelt hätte, wenn er für einen anderen eine solche Mission hätte übernehmen sollen! Wie leicht wäre es ihm gewesen, für einen anderen zu sprechen! Wie wären ihm Gedanken und Worte zugeströmt. Aber nun er gewissermaßen als sein eigener Anwalt auftreten sollte, lastete die Aufgabe mit einem Druck auf ihm, der ihm zuweilen den Atem rauben konnte.

War es nicht am Ende besser, wich er sich aus, wenn er überhaupt nicht sprach und die Kinder dem Eindruck überließ, den Änne auf sie machen würde, sie langsam das Kommende ahnen und in das Neue und Ungewohnte hineinwachsen ließ?

Aber dagegen sträubte sich dann wieder seine Geradheit und Offenheit.

Nein, sie sollten wissen, um was es sich handelte. Sie waren groß genug, um ein offenes Wort ihres Vaters zu verdienen und nicht wie völlig Unmündige behandelt zu werden.

Und dann war er auf einmal entschlossen, es auf der Stelle zu tun. So hatten sie in den nächsten Tagen Zeit, sich innerlich abzufinden, sich einzustellen, und kamen Änne dann gleich mit offenem Herzen und vielleicht auch ein wenig Verständnis entgegen.

Er klingelte und bat das Mädchen, ihm die Kinder zu schicken.

Marga kam, ein Buch, in dem sie gelesen, noch in der Hand und ein wenig verwundert, wie es Pastor Holm schien. Gleich darauf trat auch Friedrich ins Zimmer, noch warm von der Arbeit und der Bewegung im Garten.

Wie sie nun beide da waren und einen solch unwiderstehlichen Hauch von Frische, Natürlichkeit und unbefangenen jugendlichen Frohsinns mit sich ins Zimmer trugen, dünkte es Pastor Holm plötzlich von neuem unüberwindlich schwer, ihnen zu sagen, was er auf dem Herzen trug. Aber er hätte sich der Feigheit geziehen, wenn er von neuem ausgewichen wäre. Nur ein wenig Zeit lassen wollte er sich noch. Er hoffte, dann einfacher und natürlicher bleiben zu können und sicherer den Ton der Unbefangenheit zu finden, nach dem er rang.

Er begann mit ihnen über die Vorbereitungen zum Fest zu sprechen. Trotzdem wollte sich der Ton der Vertraulichkeit, der sonst zwischen ihm und den Kindern herrschte, heute nicht einstellen.

Merkten sie vielleicht, daß er sich hinter dem angeschlagenen Thema nur verbarg, ahnten sie am Ende gar bereits, was ihm auf der Seele lag? Aber das war ja unmöglich, und es war gewiß nur die ungewohnte Stunde — er pflegte sonst nur in den Abendstunden mit ihnen im Studierzimmer zusammen zu sein — die die Kinder so gespannt und erwartungsvoll machte, wie ihn dünkte.

Marga besonders schien ihm still und verhalten. Sie saß, den feinen Kopf mit den lose aufgesteckten Flechten in die Hand gestützt, am Fenster und sah auf den Kirchhof hinaus, der in dem leisen Winde, welcher sich aufgemacht hatte, ein flüsterndes Leben bekommen zu haben schien.

Denkt Marga an die Mutter? fragte sich Pastor Holm, die Tochter heimlich mit seinen Blicken streifend.

Friedrich hatte sich in den Studierstuhl des Vaters gesetzt und erzählte knabenhaft laut unter Lachen und lebhaften Gesten von den Anweisungen, die ihm der alte Mehlert im Garten gegeben. Er ahmte die Stimme und die langsame Sprechweise des Alten nach und schien sich dabei selbst am besten zu unterhalten. Trotzdem hatte der Vater die Empfindung, daß auch er in kindlicher Verstellung sich nur hinter seinen Worten verschanze und deutlich genug ahne, daß etwas Besonderes bevorstand.

Pastor Holm hörte nur halb zu. Nervös griff er nach einem Buche, legte es wieder aus der Hand, schob es nach einigen Sekunden vorsichtig auf die Tischecke, als komme es darauf an, es genau zu den Tischecken auszurichten, und begann dann plötzlich unvermittelt:

„Hört einmal, Kinder. Ich habe euch rufen lassen, weil ich mit euch eine Angelegenheit besprechen wollte, die mir schon seit längerer Zeit am Herzen liegt. Ich muß euch aber im voraus bitten, daß ihr alles still für euch behaltet und mit niemandem darüber redet als untereinander. Und dann noch eins: Ihr müßt mir vorher versprechen — alle beide, Marga und auch du, Friedrich — daß ihr mich — wie ihr sonst darüber denken werdet — gerade so lieb behalten werdet wie bisher. Ja wirklich, das müßt ihr mir ganz fest versprechen."

Pastor Holm errötete und wußte unter den Blicken seiner Kinder einen Augenblick lang nicht, wie er fortfahren sollte. So hielt er ihnen seine Hände hin, um sich ihrer Zustimmung zu versichern, und fuhr dann, mit niedergeschlagenen Augen am Tische lehnend und mit leise zitternder Stimme wie mit sich selber redend, fort:

„Es ist eine ganz eigene, ja, ich kann wohl sagen, ungewöhnliche Angelegenheit, die ich mit euch besprechen muß, und wenn ich nicht wüßte, was für ein paar verständige Kinder ihr seid, würde ich es nicht wagen, euch jetzt schon ins Vertrauen zu ziehen. Denn seht einmal — es ist schwer, es zu sagen, wenn ihr mir nicht helft, nur ein klein wenig helft. Wollt ihr?"

Die Kinder schwiegen und empfanden in ihrem Schweigen mit kindlichem Feingefühl, daß in den behutsam gewählten Worten ihres Vaters etwas liege, das ihn selbst betreffen müsse. Es klang wie Schuldgefühl aus seinen Worten heraus, und das machte sie bestürzt und unglücklich. Wie? Ihr Vater, den sie über alles in der Welt verehrten, demütigte sich vor ihnen? Denn es klang wirklich wie eine Demütigung, und ein merkwürdiges, bisher unbekanntes Gefühl durchdrang sie. Sie hatten ihren Vater, der allen Leuten eine Stütze, allen ein Berater und Helfer war, seit dem Tode der Mutter niemals ratlos oder unglücklich gesehen. Und nun wurden sie mit einem Male aufgerufen, ihm zu helfen, ihm beizustehen.

Marga stand, von ihren Empfindungen bewegt, auf, eilte zu ihrem Vater, umschlang ihn und sagte: „Wie du nur heute sonderbar bist, Vater. Wir dir helfen? Keiner hat so wenig Hilfe nötig wie du."

„Und doch ist es so. Denn seht einmal — ihr wißt, daß ich seit Mutters Tode allein in eurer Liebe gelebt habe. Ganz allein. Und nun ist da eine kleine, kleine Änderung gekommen. Nicht, daß ich euch nicht mehr so liebhätte wie sonst, oh, ich glaube, ich habe euch heute noch viel mehr lieb als früher, und es ist mehr als je mein größter Wunsch, euch soviel Liebe zu geben, als ein Mensch nur geben kann. Aber ich habe mein Herz seit einiger Zeit auch noch für einen anderen Menschen aufgetan. Denn seht, in meinem Herzen ist eine verschwiegene stille Kammer, in der wohnt das Andenken an eure Mutter. Und eine andere Kammer ist da, darin wohnt ihr, und eine dritte, darin wohnen die Menschen hier in der Gemeinde, die ich zu betreuen habe. Und endlich ist da noch eine winzig kleine Kammer. Oh, es sind viele Wohnungen in einem Menschenherzen und je mehr, je reicher es an Liebe ist. Darum ist ja auch das Herz Gottes das reichste und liebevollste. In ihm sind viele Wohnungen, wie es in der Schrift heißt. Nun, und die kleine Kammer in meinem Herzen, von der ich eben sprach, liegt ganz dicht neben der, in der eure Mutter heute noch lebt. Die hat bisher leer gestanden, aber ich wußte es nicht, weil ich immer, wenn ich bei mir selbst einkehrte, nur stille Zwiesprache mit eurer Mutter hielt. Nun ist aber in die Kammer, die früher leer war, ein Mensch eingezogen, der mir neben eurer Mutter der liebste auf der weiten Welt geworden ist."

Pastor Holm deckte sein Gesicht mit den Händen. Er hatte eine Empfindung, als habe er sich mit seinen Worten vor seinen Kindern bloßgestellt und könne nicht weiter reden, ohne seine Augen zu bedecken.

„Es ist mir sehr schwer geworden," fuhr er nach einer Pause fort, in der er ruhiger geworden war, „darüber mit mir ins reine zu kommen, und ich habe manche Nacht darüber verbracht. Immer schien mir, als müsse ich die neue Liebe aus meinem Herzen verstoßen und es dagegen verschließen, um Mutters willen und auch um euretwillen. Aber zuletzt ist es doch langsam stiller in mir geworden, und es wäre von heute an ganz ruhig da drinnen, wenn ihr mir nicht zürntet. Ihr könnt das heute noch nicht ganz verstehen, was ich euch sage. Seht, ihr seid mir

sehr lieb. Aber zuweilen ist es mir doch bei euch ein wenig einsam geworden. Und wenn ihr daran denkt, daß ihr ja in einigen Jahren das Haus verlaßt und ich dann allein hier bleibe, daß mir dann erst recht einsam sein wird in unserer stillen Marsch. Und seht ihr, ohne einen Menschen zu leben, der einen liebhat, das ist vielleicht das Allerschwerste auf der Welt."

Marga war erschüttert und so bleich wie der Tod. Sie hatte verstanden. Auch Friedrich ahnte, was der Vater sagen wollte. Aber der Ton der Worte hatte ihn so sehr getroffen und ihn so befangen und unglücklich gemacht, daß er über seine innere Bewegung, ohne sich dessen klar bewußt zu sein, mit sich selbst unzufrieden war, und so saß er steif mit gerunzelter Stirn da und wußte nicht, was er reden sollte.

„Du willst dich wieder verheiraten?" platzte er nach einigen Sekunden, in denen niemand sprach, heraus.

„Ja," sagte Pastor Holm, der sich nun mit einem Schlage wiederhatte, „ich habe euch rufen lassen, damit ihr es erfahrt und mir sagt, daß ihr nicht böse darüber seid."

Er wollte seine Kinder an sich ziehen. Aber Marga brach plötzlich in Tränen aus, und Friedrich stand mit zusammengezogener Stirn steif wie ein Pfahl.

„Ihr wünscht mir kein Glück?" fragte Pastor Holm mit leiser Traurigkeit in der Stimme.

„Doch, doch!" schluchzte Marga. „Aber —"

„Aber — ?"

„Du sagst uns nicht, wer es ist!"

„Wirklich, da hätte ich das Wichtigste bald vergessen", lächelte Pastor Holm, dem mit einem Male wunderbar leicht und fröhlich zu Sinn wurde. „Ihr kennt sie freilich nicht. Es hat darum eigentlich noch keinen Zweck, euch den Namen zu sagen. Aber sie kommt am ersten Ostertage zu uns, und da sollt ihr sie kennen lernen."

„Sie kommt Ostern hierher?"

Es war, als wenn das Kommende nun erst Ereignis für die Kinder wurde, greifbare Gestalt gewann, und ein leises Erschrecken zog ihre Herzen zusammen.

„Ja, Vater — dann — du mußt uns Zeit lassen, Vater —"

„Gut denn, geht auf euer Zimmer, behaltet alles still für euch und seid gewiß, daß ich euch noch immer so liebhabe wie je. Und ich hoffe — eure zweite Mutter wird euch ebenso liebgewinnen."

Das Wort von der zweiten Mutter zuckte den Kindern bis in die tiefste Seele. Friedrich stand wie angewurzelt.

„Eine Stiefmutter gibst du uns?"

Um Pastor Holms Mund zuckte es schmerzlich.

„Ich hoffe nicht, Friedrich, daß du das Wort jemals wieder gebrauchst. Es hat einen so unangenehmen Klang. Es erinnert an Märchen von unglücklichen, verwaisten Kindern, an Quälereien und Zauberspuk, den du vergessen mußt, wenn du kein Kind mehr sein willst. Und nun geht, morgen reden wir weiter."

Den Nachmittag hielt sich Marga auf ihrem Zimmer. Auch Friedrich erschien nicht zum Vesperbrot, und Pastor Holm sah sich, nicht ganz unzufrieden darüber, auf sich allein angewiesen. Er rüstete sich zu einem Spaziergang über den Deich und schritt dann dem frischen Winde entgegen, der den Strom heraufkam und das Wasser in kleinen, klatschenden Wellen an den Deich warf. Die Gräben in der Marsch waren noch bis zum Rande mit Wasser gefüllt, das sich unter dem Winde kräuselte, als erschaure es noch unter der kalten Luft, und die Wolken waren wieder grau, schwer und formlos geworden. Unablässig stiegen sie wie zertrümmerte, ineinandergeschobene Wände über dem Horizont auf und zogen dann schwer und lastend unter dem weiten, niedrigen Himmel hin, als seien sie bestimmt, den kommenden Frühling noch einmal niederzuhalten.

Trotzdem — Hasel, Schneeglöckchen und Krokus blühten bereits im Pfarrgarten, und der Frühling wurde stärker und stärker mit jedem Tage.

Wie leicht und froh Pastor Holm war, nun er sich vor seinen Kindern das Herz frei geredet hatte und den Druck von seiner Seele los war, an den zu rühren er sich wochenlang gescheut hatte. Eine tiefe Erschütterung bei den Kindern hatte er ja vorausgesehen, aber er hatte es sich eigentlich noch schwerer gedacht. Ich glaube, sagte er sich, ich kann sie nunmehr ruhig sich selbst überlassen.

Er zweifelte nicht, daß Ännes Erscheinen am Ostermorgen vollends alles ins rechte Geleise bringen würde. Daß die Kinder sie sehen und nicht lieben könnten, schien ihm unmöglich. Wie sanft sie war, und aus jedem ihrer Worte klang die tiefe Herzensgüte, die sie erfüllte.

Freilich, da war noch eins zu bedenken. Änne war erst siebenundzwanzig, und so entsprach sie gewiß nicht dem Bilde, das sich die Kinder von ihr machen würden. Aber vielleicht würde ihre Jugend es den Kindern nur leichter machen, sich anzuschließen? Aber das alles waren Fragen, die man am besten sich selbst und der Zukunft überließ. —

Der Karfreitag verging Pastor Holm unter seinen vielfachen Amtsgeschäften schneller als mancher andere Tag seiner Marscheinsamkeit. Den Nachmittag hatte er über einem Briefe an Änne verbracht. Als er den Brief geschlossen hatte, nahm er aus einer Lade seines Schreibtisches Ännes Bild, vertiefte sich eine Weile darin und wollte es eben in seine Brusttasche schieben, um es abends den Kindern zu zeigen, als ihm einfiel, daß es doch besser sei, ihre Persönlichkeit ohne vorgefaßtes Urteil für sich selbst sprechen zu lassen. So verschloß er die Photographie wieder und ging dann zum Abendbrot in das Wohnzimmer hinunter.

Die Kinder, die er während des Tages nur am Mittagstisch gesehen, schienen ihm wie früher, nur etwas stiller und in sich gekehrter, was aber ebensogut dem stillen Feste wie der gestrigen Unterhaltung, die bisher keines wieder berührt hatte, zuzuschreiben sein mochte.

Er hatte sich vorgenommen gehabt, mit den Kindern einen Abendspaziergang zu machen, sah aber davon ab, als er seine Tochter in eine Stickarbeit vertieft am Fenster sitzen sah und auf seine Frage erfuhr, daß Friedrich, der gleich nach dem Eintreten seines Vaters das Zimmer still verlassen hatte, auf Besuch ins Lehrerhaus gegangen sei.

So griff er beruhigt und in dem Bedürfnis nach einer Ausspannung zu den Zeitungen, die noch unberührt in der Wandmappe steckten, und verbrachte den Abend schweigsam und seine Zigarre rauchend im Zimmer, ohne einen Versuch zu unternehmen, Marga gegenüber noch einmal auf das gestrige Gespräch zurückzukommen.

Am Sonnabend vor Ostern aber war das Haus voll Geschäftigkeit und Unruhe. In der Küche war man mit dem Backen der Feststollen beschäftigt, die das Haus bereits mit süßem Duft erfüllten. Der alte Mehlert hatte genug in Stall und Scheune zu tun, die Nester ausfindig zu machen, die einzelne Hühner sich auf dem Heuboden gesucht hatten. Pastor Holm war mit seiner Festpredigt, an der Änne zum ersten Male teilnehmen sollte, so sehr beschäftigt, daß er auch diesmal nicht dazu kam, die Kinder zu sich rufen zu lassen, wie er sich eigentlich vorgenommen gehabt hatte. Aber am Ende tat er ebensogut, ihr Schweigen für Zustimmung zu nehmen und alles weitere der Zukunft und Ännes Einfluß zu überlassen.

Am andern Morgen erhob er sich in aller Frühe. Ungeduld und freudige Erregung über das bevorstehende Wiedersehen ließen ihn nicht länger schlafen. Als er leise, auf Zehenspitzen gehend, um die in den benachbarten Zimmern schlafenden Kinder nicht zu wecken, seine Studierstube betrat und einen flüchtigen Blick auf den im grauen Morgen in unberührter Ruhe liegenden Kirchhof hinunterwarf, leuchtete ihm vom Grabe seiner Frau ein Kranz von frischen Szilla- und Schneeglöckchenblüten entgegen, so daß er überrascht und im Innersten bewegt und betroffen vom Fenster zurücktrat und sich leise seufzend auf seinen Stuhl niederließ.

Kein Zweifel war möglich. Nichts anderes als ein stiller, eindringlicher Vorwurf lag darin. Nach der Unterredung am Gründonnerstag hatte er doch nicht gedacht, daß es die Kinder so schwer nehmen würden. Noch einmal ging er mit sich zu Rate, ob er nicht doch lieber vor Ännes Kommen ein zweites Mal mit den Kindern sprach. Am Ende war er es auch Änne schuldig.

Als er eine halbe Stunde später die Kinder aus ihren Kammern auf den Vorplatz treten hörte, rief er sie zu sich.

Wie frisch blühend sie heute morgen aussahen. Besonders Marga war nach den letzten Tagen kaum wiederzuerkennen.

„Ich habe noch keine Antwort von euch", sagte Pastor Holm leise, und wieder empfand er die quälende Befangenheit, die ihn früher jedesmal erfüllt hatte, wenn er daran dachte, einmal mit den Kindern über Änne sprechen zu müssen.

Die Kinder standen, plötzlich mit Purpurglut übergossen, — und es war Pastor Holm, als ginge ein Beben durch Margas Hand, die er erfaßt hatte und mit sanftem Druck in der seinen hielt.

„Habt ihr euch einmal untereinander besprochen?"

Marga nickte.

„Nun? Und ihr habt mir nichts zu sagen?"

„Frag' uns nicht, Vater. Komm mit uns hinunter ins Wohnzimmer — da kannst du unsere Antwort — sehen."

„Ja, Vater, komm", drängte auch Friedrich, ein frohes Leuchten in den Augen.

Verwundert erhob sich Pastor Holm und folgte den Kindern, die sich links und rechts in seinen Arm gehängt hatten, ins Wohnzimmer hinunter, in dem, von den Kindern heimlich und spät am gestrigen Abend besorgt, der Kaffeetisch über und über mit den zarten Blüten des weißen und gelben Krokus bedeckt stand. Statt der gewohnten drei Gedecke aber waren vier aufgestellt, und das vierte war mit einem Kranz aus Szilla- und Schneeglöckchenblüten umrahmt, einem Kranz wie der, der draußen von dem dunklen Laube des Efeus aus dem Pastor entgegengeleuchtet hatte. . . .

* * *

Eine halbe Stunde später, die man im Pfarrhause in Ungeduld und Spannung verbracht hatte, begannen die Glocken den Ostermorgen einzuläuten. Weithin hallend schwangen sich die Töne über die einsame, stille Marsch, über Fluß und Wiesen hinaus, und schon kamen die ersten Kirchgänger den Deich entlang, als endlich die Kutsche vor das Pfarrhaus rollte, in der Änne von der Stadt aus herausgefahren kam.

Der alte Mehlert, dem man sein Verhalten bis ins kleinste eingeschärft hatte, zog die Mütze und öffnete der Fremden den Schlag.

„Der Wagen ist da!" rief Friedrich drinnen.

„Endlich!" rief Pastor Holm erleichterten Herzens und eilte, Änne an der Schwelle des Hauses zu begrüßen.

Lächelnd kam ihm die Erwartete in einem schlichten Reisemantel entgegen, in jedem Schritt und jeder Miene die ruhige Sicherheit ihres Wesens, die er an ihr vom ersten Augenblick an bewundert hatte.

„Und nun — wo sind die Kinder?" sagte sie, als sie abgelegt hatte.

„Komm nur," flüsterte Pastor Holm, „sie erwarten uns in der Wohnstube."

„Wenn du willst, so laß mich vorerst eine Weile mit ihnen allein, nicht wahr? Ich glaube, ich finde mich so am leichtesten mit ihnen zurecht."

„Wie du willst", antwortete er ein wenig verwundert.

Er hatte es sich eigentlich anders gedacht. Aber er mußte Änne recht geben. Vielleicht war es wirklich so am besten.

So stieg er denn, Änne vor der Tür der Wohnstube ein „Also dann auf Wiedersehen, gleich!" zuflüsternd, die Treppe zu seinem Studierzimmer hinauf.

Als Änne einen Augenblick später in die Wohnstube trat, empfand sie mit heimlicher Bewegung das Herzklopfen der Erwartung, das die Kinder überfallen hatte.

Ruhig, als habe sie beide längst gekannt, trat sie zu ihnen, die sich befangen und schüchtern zurückgehalten hatten. Mit einem Seitenblick übersah sie den festlich gedeckten Tisch und erkannte mit feinem Ahnungsvermögen, daß es nur die Kinder gewesen sein konnten, die ihr den zarten Empfang bereitet hatten. Ergriffen streckte sie beiden die Hände hin und sagte: „Ich danke euch, dir, Marga, und auch dir, Friedrich."

Marga, von der jugendlichen Erscheinung und vornehmen Sicherheit der Fremden überrascht und verwirrt, die wie eine neue gute Freundin mit leuchtenden Augen vor sie getreten, stammelte ein leises Willkommen, während die Blässe ihrer Wangen einem heißen, jähen Erglühen wich. Friedrich stand verlegen, ohne ein Wort zu finden, und nagte in knabenhafter Unbeholfenheit an seiner Unterlippe.

Aber Änne war ihrer Sache sicher. Mit verstehendem leisen Lächeln zog sie beide dichter an sich heran und sagte: „Wir sind uns bis heute fremd gewesen, wir drei, und ich kann mir denken, daß es euch nicht leicht fällt, mich so liebzuhaben, wie ich wünsche. Aber ich verstehe euch. Es ist mir einmal ganz ähnlich zumute gewesen wie euch in diesem Augenblick. Ich habe als Kind vor vielen Jahren einmal einen zweiten Vater bekommen. Heute habe ich ihn bereits wieder verloren, und ich stand die letzten Jahre ganz allein in der Welt. Aber das war damals vielleicht ebenso schwer: Ein Mann, der sich anmaßte, mein Vater zu sein! Ich weiß nicht, ob ihr mich als eure Mutter liebgewinnen werdet. So lieb wie die rechte Mutter kann man wohl keinen Menschen wieder haben. Aber wenn ihr mich ein wenig zu eurer Freundin machen könntet? Wenn wir drei gute Kameraden werden könnten?" — — —

Ungeduldig erwartete Pastor Holm, daß ihn eines zu den anderen ins Wohnzimmer bitten würde. Aber alles blieb still.

Minute auf Minute verrann. Es hatte bereits zum zweitenmal geläutet. Er konnte nicht länger warten. Der Gottesdienst begann, und schon dröhnte das Vorspiel der Orgel aus der Kirche zu ihm herüber. Mit mühsam verhaltener Erregung schritt er leise die Treppe hinab und begab sich in die kleine Sakristei, beim Anlegen seines Amtskleides noch immer vergeblich nach innerer Sammlung ringend.

Als er einige Minuten später, das Ende des Osterchorals abwartend, mit heimlicher Unruhe auf den noch leeren Kirchenstuhl hinabschaute, der für seine Familie bestimmt war, sah er Änne endlich mit den Kindern durch die Kirchentür eintreten.

Ein Blick sagte ihm genug. Drei Herzen hatten sich gefunden.

Leuchtend brach im selben Augenblick die Frühlingssonne durch die bunten Glasfenster der Kirche.

Und froh und voll jubelnder Kraft klang aus befreiter Seele einige Sekunden später sein „Friede sei mit uns! Christ ist erstanden! Des woll'n wir froh sein!" durch die ehrfürchtige Stille des Gotteshauses.



Chorprobe zur Auferstehungsfeier. Motiv aus Kloster Andechs. Nach einem für



ür die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ geschaffenen Gemälde von Felix Schwormstädt.



Belagerung von Hamath in Syrien durch Salmanassar III.; links das Lager, darin oben das königliche Prunkgemach.



Die Inselfeste Tyrus sendet Salmanassar III. Tributgaben.

Von Krieg und Frieden in der Bibel. / Von Geheimrat Professor Dr. Rudolf Kittel, Leipzig.

Die Leser haben es stets zu würdigen gewußt, daß die „Illustrirte Zeitung" in den Tagen um Karfreitag und Ostern gern durch Wort und Bild an die Länder und Stätten erinnerte, denen unwillkürlich in dieser Zeit unser besonderes Gedenken gilt. Auch im Krieg soll es nicht anders sein. Freilich die Zeitungen melden uns, daß auch jene Stätten heute von Waffen starren und von Kriegsgetöse widerhallen: Jerusalem ein Kriegslager; der Ölberg ein Hauptquartier; Bersaba, die Stätte, wo einst Abraham weilte, von Reisigen besetzt und von Geschützdonner erfüllt; Syrien und die Euphrat- und Tigrislande, wie ehedem in alten Zeiten, wieder der Schauplatz weltbewegender Kämpfe und Entscheidungen. So werden wir denn auch im Blick auf diese Orte, mit denen wir sonst zumeist ganz andere Vorstellungen verknüpfen, den Gedanken nicht los, der gegenwärtig fast all unser Sinnen erfüllt, den Gedanken an unsern Krieg. Was sagt uns die Bibel, und was lehren uns die biblischen Länder und Stätten von Krieg und Kriegführung? Und was weiß die Bibel vom Frieden?

Unsere Bilder führen uns das kriegerische Leben und Treiben auf biblischem Boden vor Augen. Pharao Ramses II., der Israel in Ägypten mißhandelte, erscheint auf seinem Streitwagen, persönlich in den Kampf eingreifend. Die Bergfeste Dapur, gegen die seine Truppen anrennen, darf vielleicht mit dem uns wohlbekannten Berg Tabor in Palästina gleichgestellt werden. An anderer Stelle stürmen seine Truppen gegen die bekannte Philisterstadt Askalon an und sind im Begriff, sie zu erobern: schon heben die Belagerten die Hände und reichen die Schale mit Weihrauch, wahrscheinlich das Zeichen des Friedens, dem Feinde entgegen. Nicht minder bekannt ist der Pharao Sisak, dessen Einfall in Palästina bald nach dem Tode Salomos Jerusalem schwer heimsuchte. Die Städte Palästinas, die er eroberte, sind auf seinem Siegesdenkmal als Personen dargestellt, die als Gefangene, in langen Zügen aufgestellt und an Seilen aufgereiht, dem König vorgeführt werden. Die Götter selbst, die ihm den Sieg verliehen, führen sie ihm zu. Von besonderem Interesse mag auch der Mohrenkönig Tirhaka sein, der als Gegner Sanheribs und als Verbündeter des Königs Hiskia von Juda in der Bibel eine Rolle spielt. Wir haben zwei Bildnisse von ihm, deren eines wir wiedergeben: in beiden ist der Negertypus dieses Äthiopenfürsten, der die Herrschaft über Ägypten an sich gerissen hatte, mit voller Deutlichkeit zu erkennen.



Sanherib im Kampfe gegen Hiskia von Juda in seinem Hauptquartier vor Lachis. Der König auf seinem Throne; hinter ihm Diener, vor ihm hohe Beamte und Krieger, links gefangene Judäer aus der eroberten Stadt, um Gnade flehend.

Sodann die zahlreichen Verwicklungen mit Assur. Da tritt vor uns auf König Jehu von Israel, der bluttriefende Henker des Hauses Ahabs, der im Einvernehmen mit dem Propheten Elisa den Thron an sich riß, zwei Könige ermordete und die stolze Isebel zum Fenster des Palastes herabstürzen ließ. Da sein Weg zum Throne mit Blut gezeichnet war, hatte er im Innern einen schweren Stand. So sucht er nach Stützen für seine Herrschaft im Ausland. König Salmanassar III. in Ninive ist bereit, ihm seine Hilfe zu leihen — ein erwünschter Anlaß für den Großkönig, sich hier eine „Interessensphäre" zu schaffen. Unser Bild zeigt die Abgesandten Jehus, wie sie den Tribut Israels am Hofe zu Ninive überreichen: Gold und Silber in Barren und Klumpen und in kostbaren Geräten. Freilich haben Tribut und Unterwerfung Israel nicht vor weiterem Unheil und Blutvergießen geschützt, und sie haben es nicht hindern können, daß ein Jahrhundert später der Staat und die Hauptstadt die Beute des Assyrerreiches wurden: Salmanassar V. hat noch Samarien, das 722 seinem Nachfolger Sargon in die Hände fiel, belagert und der Eroberung nahegebracht. Wir besitzen von diesem für die Weltgeschichte bedeutsamen Feldzug leider keine bildliche Darstellung. Wohl aber von früheren, aus denen wir die Art der Kriegführung zur Genüge kennen lernen. Wir sehen unter anderm, wie Salmanassars III. Kriegswagen auf Schiffbrücken einen Strom überschreiten; sehen, wie er gegen die syrische Stadt Hamath zu Felde zieht; wie die phönikische Inselfeste Tyrus Schiffe mit Tributgaben für ihn nach dem Festland hinübersendet; aber auch, wie er gefangene Feinde, Männer und Frauen, aus der Heimat wegschleppt. So mögen die Gefangenen von Samarien nach Ninive und in die Städte Mesopotamiens weggeführt worden sein: die Männer, die Hände auf dem Rücken gefesselt, den Hals in eine lästige, den Kopf festzwängende Holzgabel eingespannt; die Frauen mit fliegenden Haaren, in Trauer sich mit den Händen die Stirn schlagend. Ein viel grausameres Los erwartete Gefangene, die längeren Widerstand geleistet oder sonst den Unwillen des Gegners erregt hatten: ein Beispiel zeigt uns das Bild von Sanheribs Sturm auf Lachis. In der Mitte unten werden drei Gefangene vollkommen entblößt auf spitze Holzpfähle aufgespießt und so einem schrecklichen Tode heimgegeben. Diese unmenschlichste Art der Hinrichtung ist wohl eine der Vorstufen der späteren Kreuzigung.

Zwei unserer Bilder stellen diesen größten assyrischen Erobererkönig Sanherib in seinem Kampfe gegen Juda dar. König Hiskia hatte, dem Rat seines Propheten Jesaia folgend, lange gezögert, bis er es zum Bruche kommen ließ. Endlich schien er nicht mehr zu vermeiden zu sein: Ägypten im Süden, die aufsässigen Vasallen im Osten — Merodach-Baladan von Babylon an der Spitze —, dazu die widerwilligen Tributstaaten in Palästina

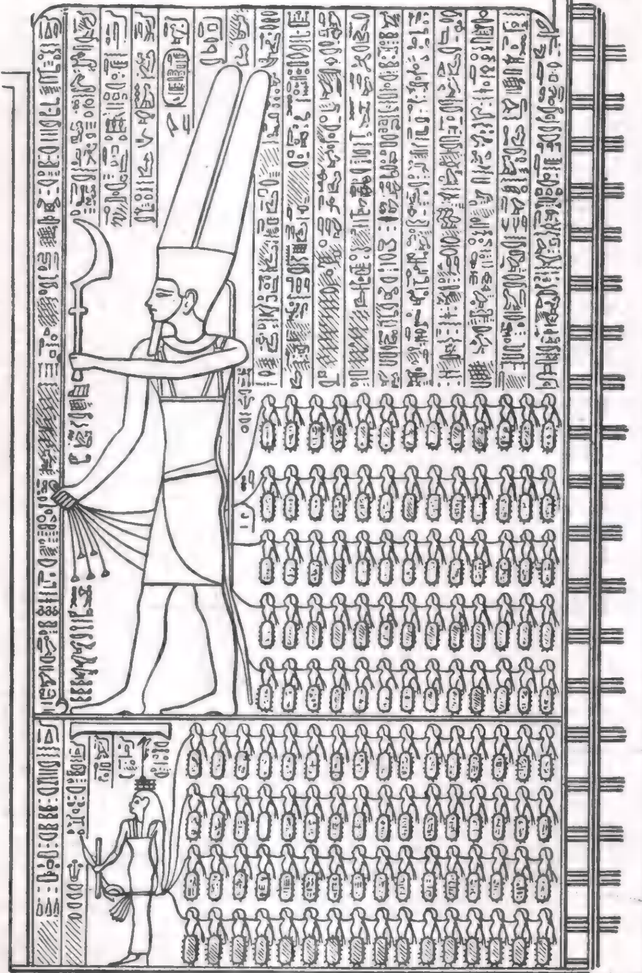


Ramses II. erobert Askalon. Unten das ägyptische Heer mit Sichelschwertern; ein Krieger schlägt das Tor ein, ein anderer ersteigt die Mauer; die Belagerten flehen um Gnade.

selbst drängten immer stärker zum Zusammenschluß aller Gegner Assurs, um dessen Übermacht mit vereinten Kräften zu brechen. So schließt sich auch Hiskia ihnen an, und bei der strategisch so wichtigen Lage seines Landes und seiner Hauptstadt Jerusalem auf dem Übergang von Asien nach Ägypten steht er bald im Mittelpunkt der Bewegung. So muß denn auch Sanherib alles darauf ankommen, seiner und Jerusalems Herr zu werden. Bei der jüdischen Stadt Lachis in der Philisterebene errichtet er sein Hauptquartier. Dort erwartet er das an der Küste, von Gaza her, anrückende ägyptische Heer; von dort schickt er eine Heeresabteilung zur Eroberung Jerusalems ab. Die Feste Lachis vermag er in seinen Besitz zu bekommen. Eines unserer Bilder zeigt in überaus anschaulicher Darstellung, wie seine Truppen gegen die Festung angehen. Vor Jerusalem aber hat höhere Gewalt dem Welteroberer Halt geboten. Wohl gelingt es ihm, Hiskia zu einer schweren Tributleistung zu vermögen. Das große Mittelbild auf Seite 14 zeigt uns Sanherib in seinem Hauptquartier auf dem Königsthrone sitzend und den Tribut der sich unterwerfenden Judäer (links) entgegennehmend. So mag er wohl auch die Abgesandten Hiskias dargestellt haben. Aber weiter als zu einer schweren „Kriegskontribution“ ist Hiskia nicht zu bewegen. Als der Allgewaltige sich anschickt, den Eintritt in Jerusalem sich zu erzwingen, da ist Hiskia zum Äußersten entschlossen, und der Prophet Jesaja wird nicht müde, ihm die Hilfe des Höchsten zuzusagen. Er hat glänzend recht behalten. Plötzlich wird Sanheribs Heer zum Abzug genötigt, Jerusalem ist frei. Die Ursache ist nicht vollkommen aufgeklärt: die Bibel und Herodot denken wahrscheinlich an eine Pest, die in seinem Heere wütete; daneben ist auch von erneutem Anmarsch der Ägypter unter Tirhaka die Rede. Es ist wohl möglich, daß beide Ursachen zusammenwirkten. — **Wie hat das Volk der Bibel solche Kriege geführt?** Äußerlich wohl kaum viel anders als seine Nachbarn, die großen und die kleinen, auch. Selbst die mancherlei Härten und Grausamkeiten, die der Krieg, besonders im Altertum, mit sich brachte, mögen in Israel wie anderwärts geübt worden sein. Wer wollte sich heute darüber wundern, wer gar, nach allem, was wir täglich erleben, sich darob entrüsten? Immerhin bleibt der Unterschied, daß die Berichte Israels nirgends sich mit solchen Dingen brüsten. Während die assyrischen Kriegsannalen ihre Herrscher häufig mit Wollust geradezu im Blute der Erschlagenen waten lassen und mit Behagen alle Grausamkeiten und Scheußlichkeiten einer barbarischen Kriegführung breittreten, findet sich in den Berichten Israels so gut wie nichts von alledem. Wo die Könige von Israel und Juda etwa ähnlich handeln, da haben sie jedenfalls das Gefühl, daß hier nichts zu rühmen sei; ja, man geht noch weiter, wie wir hören werden.

Der Krieg ist in Israel eine heilige Sache. Des Volkes Kämpfe sind die Kriege seines Gottes, und Gott ist der oberste Kriegsherr, der Herzog seiner Scharen. So stürzt man in wilder Kampfbegier mit dem Schlachtruf „Im Namen Gottes“ in den heiligen Krieg. Das ist bei anderen Völkern nicht viel anders und gilt heute noch im Islam. So interessant die Tatsache sein mag, sie birgt also nichts für Israel Besonderes. Aber jedes Heilige wird es erst durch die Beziehung zur Gottheit. Nun ist das Eigenartige in Israel seine Gottheit. Die Träger des Gottesgedankens auf seiner höchsten Stufe sind in Israel seine Propheten. Sie haben aus dem heiligen Kriege, der ehedem ein wildes Morden im Namen und unter der Leitung des Gottes der Heerscharen war, noch mehr als ein wirklich heiliges Geschäft — sie haben aus ihm ein **religiöses Problem** gemacht. Für sie ist ihr Gott gar nicht mehr einfach der „Gott Israels“. Er steht **über** den streitenden Parteien, und sie scheuen sich nicht, ihn auch im Lager der Feinde zu wissen, und verkünden dem eigenen Volk Niederlage und Untergang. Ihnen steht fest, daß ein wirklich gerechter Gott nur dem den Sieg leihen kann, der für ihn **sittlich reif** ist. Ihnen ist Gott der Richter aller Völker, nicht der Anwalt des eigenen. Und sie schrecken nicht davor zurück, auch dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, Untaten zu schelten, auch wenn sie am Feinde verübt sind, und das eigene wie fremde Völker vor das Gericht der sittlichen Weltordnung zu rufen.

Amos schleudert seinem Volke einmal ein Wort zu, das, in unsere Zeit übertragen, etwa hieße: „Seid ihr Deutschen denn vor Gott besser als die Engländer und Franzosen?“ — eine Auffassung, über deren Kühnheit und Größe man nur staunen kann. Und Jesaja stellt alles politische Leben und Handeln, so auch den Krieg, zuletzt unter einen höheren als den rein äußeren Gesichtspunkt. Ihm stehen bewußt Gott selbst und die letzten sittlichen Mächte im Mittelpunkt auch des politischen



Siegesliste des Pharao Sisak. Der Gott Amon und die Göttin von Theben führen dem König palästinische Städte als Gefangene, an langen Stricken aufgereiht, zu.



Die Turkos von ehedem: Gefangene Neger mit Weib und Kind, von einem ägyptischen Schreiber gebucht.



Die Erstürmung der kanaanitischen Feste Dapur (Tabor?) durch die Ägypter unter Ramses II. Links der König selbst auf seinem Streitwagen.



Die Truppen Sanheribs erstürmen die judäische Feste Lachis. Oben die doppelte Stadtmauer auf einem Hügel. Die Verteidiger werfen Steine und Feuerbrände herunter. Wasser, aus mächtigen Kellen gegossen, löscht die Brände. Zum Torturm ziehen schon einige zur Übergabe Bereite heraus, Gefangene werden gepfählt. Die Angreifer fahren auf schrägen Dämmen große Sturmböcke gegen die Mauer. Durch sie oder durch mächtige Schilde gedeckte Bogenschützen und Lanzenwerfer; unten rechts Schleuderer.



Der Mohrenkönig Tirhaka, Hiskias Verbündeter gegen Sanherib.

Denkens, seine letzte Weisheit und seine ultima ratio, über Rosse und Reisige und Verbündete hinüber, heißt „Gott". Und er macht kein Hehl daraus, daß es Lagen geben kann, wo alle jene Kräfte zu versagen scheinen und nur noch das eine bleibt: der Blick nach oben, den er „Glaube" — Gottvertrauen — nennt.

Im Grunde ist damit der Krieg über sich selbst hinübergehoben. Er hat sich ausgelebt und stirbt an eigener Erschöpfung. Denn wo Gott die letzte Entscheidung anheimgegeben wird, da wird man, je ernster es geschieht, destoweniger zu den Waffen greifen. So können wir uns nicht wundern, zu sehen, wie für diese Propheten das letzte Ziel der Wege Gottes nicht Krieg und Waffenlärm sind, sondern der Friede. Mit Sehnsucht und begeisterten Herzens blicken sie hinaus auf eine Zeit, wo an Stelle der blutigen Arbeit des Krieges das friedliche Tun des Landmanns und aller derer treten wird, die Dinge des Friedens treiben. Das ist die Zeit, wo

„man wird umschmieden die Schwerter zu Pflugscharen
und die Spieße zu Winzermessern!
Nicht wird Volk wider Volk zum Schwert greifen,
keiner wird mehr den Krieg erlernen."

Das wird dann Wirklichkeit werden, wenn die Menschen sich zu dem Gott des Friedens, den sie jetzt verließen, zurückfinden und in ihm das Heil aller Welt suchen werden.

So die Propheten Israels. Man sieht, wie nahe sie sich schon mit dem berühren, was Jesus und das Neue Testament lehren. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" — um dieses Satzes willen ist Jesus am Karfreitag ans Kreuz geheftet worden. Damit denkt er an jenes Reich des Friedens, das „Reich Gottes" als die friedliche Gemeinschaft der Menschen unter der Leitung des Friedensgottes. Nicht, als hätte er den Stand der Krieger verachtet. Er verkehrt mit dem Hauptmann von Kapernaum und verwendet den Kriegsmann in seinen Gleichnisreden in einer Weise, die in nichts den Gedanken aufkommen läßt, als hätte er ihn als den Träger eines unerlaubten Berufes angesehen. Aber seine Ideale sind anderswo. Nicht nur hat sein Heimatland längst kein eigenes Staatswesen mehr, das selbst zu den Waffen greifen könnte; sondern vor allem ist sein eigener Blick weit über diese Erscheinungswelt hinausgerichtet — eben auf jenes allumfassende Reich Gottes, in dem mit anderen auch die nationalen Gegensätze ausgeglichen und in einer höheren Einheit überwunden sein werden. (Genaueres über diese Dinge in des Verfassers Schrift: „Das Alte Testament und unser Krieg", 1916.)



Einzelbilder der Vertreter eroberter Städte in Palästina aus dem Denkmal Sisaks.







Einzelbilder vom schwarzen Obelisken Salmanassars III., darstellend die Abgesandten des Königs Jehu mit dem Tribut Israels (842 v. Chr.).



Kriegsgefangene mit der Halsgabel.

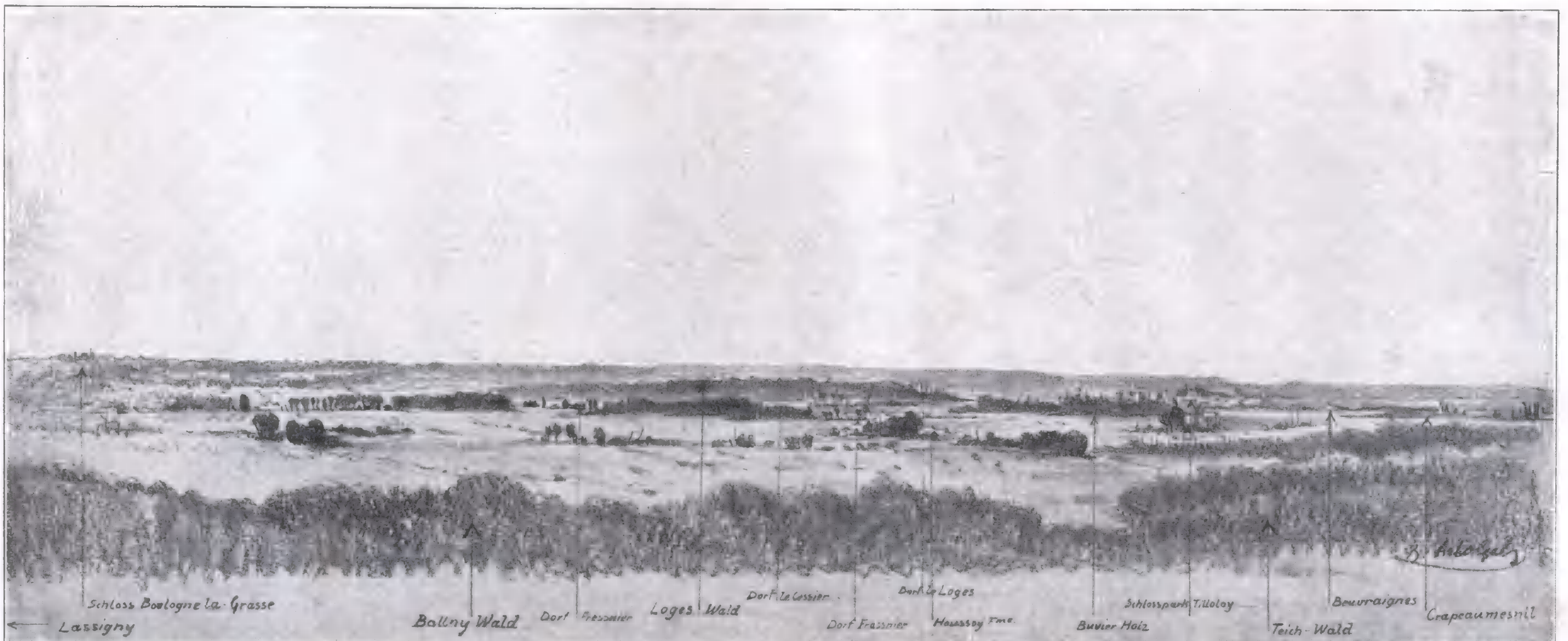


Die Kriegswagen Salmanassars III. überschreiten auf einer Schiffbrücke den Euphrat (?).





Hinter der Front in Galizien: Kriegsosterfeier bei den Ruthenen. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Franz Kienmayer.



Panorama unserer ehemaligen, jetzt freiwillig geräumten Stellungen zwischen der Oise und dem Avre-Bach (Lassigny-Roye).


Abtransport der französischen Zivilbevölkerung aus einer Ortschaft im neuen Kampfgebiet.


Sprengung einer Kanalbrücke durch eine deutsche Nachhut-Patrouille.

Von dem planmäßigen deutschen Stellungswechsel an der Westfront zwischen Arras und der Aisne.

Nach Zeichnungen des an dem freiwilligen Rückzug unserer Truppen beteiligt gewesenen Mitarbeiters der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Berthold Adolph.

Krieg und Naturgefühl.

Von Rektor P. Hoche, Berlin-Lichtenberg.

Es ist zwar nicht möglich, daß sich die Menschen von der Natur loslösen könnten. Dazu sind sie, die doch selbst ein Stück von ihr bedeuten, zu fest in ihr verankert. Dieser Verbindung bleiben sich die Menschen immer bewußt. Die tiefe Sehnsucht „nach draußen" läßt nicht nach, selbst wenn Generationen schon im Steinmeer der Großstädte aufgewachsen sind, so daß ihnen nur ein Streifen blauer Himmel die freie Natur bedeutet oder wenn die Fortschritte von Technik, Kunst und Wissenschaft ihnen in den Stuben und Städten ein noch so behagliches und angenehmes Leben schaffen.

Trotzdem muß zugestanden werden, daß das Naturgefühl und die Wertschätzung eines Lebens in der freien Natur, des Landlebens, in den letzten Jahrzehnten nicht unbeträchtlich gesunken war. Zwei Ursachen leiteten meines Erachtens zu dieser bedauerlichen Erscheinung hin. Die erste war der ausgeprägte Intellektualismus unserer Tage, des ganzen vergangenen Jahrhunderts. Die geistige Bildung war und blieb fast allein Trumpf. Unsere Schulen wurden zu bloßen Stätten der Erkenntnis und des Wissens. Das Kind wuchs zu viel in der Stubenluft der Schule und des Hauses auf. Wir, die Erwachsenen, führten zu ausschließlich ein rein gedankliches Dasein. Für ein Leben in der freien Natur blieb uns keine Zeit, weil wir zu viel lernen und uns geistig beschäftigen mußten; wir verlernten den Gebrauch der Sinne, nicht weil wir der gesunden Organe entbehrten, sondern weil wir sie nicht übten.

Die andere Ursache liegt im Industrialismus unserer Tage. Er hat die steinernen Städte geschaffen und die Menschen in ihren Straßen, Fabriken, Speichern und Schreibstuben zusammengepfercht. Seit Jahrzehnten hat in unserem Volke eine lebhafte Landflucht eingesetzt. Im Jahre 1870 hatten wir etwa 40 Millionen Einwohner, heute nahe an 70; aber die Landbevölkerung hat um nichts zugenommen, der Zuwachs ist also allein den Städten, vor allem den großen, zugute gekommen. Es mag hinzutreten, daß viele Menschen durch die städtische Kultur angelockt werden, daß anderen wieder die Genüsse, Bequemlichkeiten und Vorzüge des städtischen Lebens begehrenswert erscheinen, daß sie in demselben Maße, wie ihnen das Großstadtleben über Gebühr zusagt, den Sinn für die offenbaren Vorzüge des Landlebens einbüßen. Jedenfalls besteht die Tatsache, daß infolge der Landflucht Millionen von Menschen fern von der Natur leben und ihrer Segnungen völlig verlustig gehen.

Zum Glück läßt die Natur den Menschen nie ganz los. Hat er sich von ihr auch noch so weit entfernt, verirrt, so erwacht die Sehnsucht nach ihr, seiner Mutter, um so stärker. In diesem Stadium lebten wir bereits vor dem Kriege. Da rissen sich die Menschen los von der Natur, da erscholl aber auch zu unzähligen Malen der Sehnsuchtsschrei „Zurück zur Natur!". Im Brodem der Großstädte, in der Enge der Wände, zwischen Akten und Büchern hielten es die Kinder der Mutter Erde auf die Dauer nicht aus, es trieb sie zurück in die Arme der Mutter Natur. Ohne sie verlor die Menschheit ihre Kraft wie jener Riese Antäos aus dem griechischen Mythos. Darum ging in mächtigen Wellen jene Bewegung für Körperkultur durch unser Volk. Es wurde draußen geturnt, gespielt; Wandervögel und Pfadfinder

wurden, wie einst der fahrende Schüler, eine fast alltägliche Erscheinung. Man stellte die Jugend hinein in ihr Lebenselixier, in Licht und Luft. Das Reisen wurde Mode, nein, wir wollen nicht sagen Mode, sondern zur Wallfahrt hinaus zur Natur. Es mag manchen gegeben haben, der draußen nie die Natur suchte und fand, aber die meisten ergriffen doch den Wanderstab, weil sie in der Natur den Jungborn ahnten und wußten, nach dem sie sich sehnten, von dem sie Stärkung hofften. Man erlebe nur einmal, wie es an den Feiertagen zur Weltstadt hinausflutet, wie vom kleinen Mann unendliche Mühseligkeiten mit in den Kauf genommen werden, wenn er mit den Seinen nur einen Tag so recht im Grünen verleben kann.

Jawohl, das Naturgefühl ist in unseren Tagen, gerade weil es so mächtig unterdrückt wurde, wieder stark erwacht. Es glich der Feder aus elastischem Stahl, die tief eingedrückt wurde, und die nun um so kräftiger emporschnellt. Auch der Krieg ist seiner Erstarkung in hohem Maße zustatten gekommen. Denn er hat ja die Millionen von Menschen monate- und jahrelang wieder hinausgeführt in die freie Natur. Viele hielt der Beruf, andere die Neigung zurück in den städtischen Mauern oder in den Stuben. Der Krieg machte einen Gewaltschnitt in ihr Leben und ihre Gewohnheiten, indem er sie mit einem Male hinausführte und unter neuen Bedingungen leben lehrte. Was für eine Veränderung mußte aber mit den Menschen vorgehen, die auf einmal in andere, und zwar in günstigere Lebensverhältnisse gestellt wurden! Mußten sie nicht der Zimmerpflanze gleichen, die aus der schwülen Atmosphäre der Stube in den freien Garten versetzt wurde? Es ist genug erwiesen, daß, wie es ja auch nicht anders erwartet werden kann, unser Heer den Feldzug bisher gesundheitlich sehr gut überstanden hat. Gegen die ansteckenden Krankheiten helfen die Impfungen und gegen die Unbilden des Wetters die ständige Abhärtung. Draußen wird der verweichlichte Kulturmensch von heute wieder zum Naturwesen, das sich wohl und gesund fühlt, solange es in der freien Natur lebt. Die kleinen Anfälligkeiten des Stubenlebens verschwinden draußen schon nach kurzer Zeit, und die Frostnacht im Schützengraben ist nicht einmal imstande, einen Schnupfen hervorzurufen.



Sprengungen von Häusergruppen eines planmäßig geräumten Ortes.

Die Natur heilt! Diesen Satz haben wir zwar längst erkannt, aber nach dem Kriege wird sicher mancher mehr als bisher dieser Erkenntnis nachleben.

Es ist von Bedeutung, daß manchem erst wieder das Auge für die Schönheiten der Natur aufgehen wird. Unsere Krieger kommen in so viele verschiedene Gegenden, sie haben während der vielen Ruhetage so viel Muße, sich den schlichten und hohen Reizen der Landschaft hinzugeben, sie werden scharfäugig und hellhörig für das Leben der Natur werden. Aus den Schilderungen in den Feldpostbriefen wie aus den Erzählungen der Heimgekehrten wissen wir es, wie sehr ihnen draußen das Gefühl für die Landschaft, losgelöst von allem Menschlichen und Kriegerischen, aufgegangen war. Es ist eben wieder das alte deutsche Gemüt mit seiner tiefen Innerlichkeit, das schnell wieder die verlorengegangenen Beziehungen zwischen sich und der Natur herstellt, und das sich in dieser Vereinigung glücklich weiß. Wir reisten zwar viel, aber uns war vielfach der Sinn für das Romantische in der Natur abhanden gekommen. Wir liebten es, im Schnellzugtempo zu eilen, und beschauten uns, was „ersten Ranges" war, was als Sehenswürdigkeit im Führer stand und an der großen Heerstraße lag. Im Kriege wird auch der Sinn für das Romantische in der Natur wieder erstarkt sein. Denn er hat wieder die Muße zur Naturbetrachtung gegeben, er hat gelehrt, eigen hinzusehen und zu hören, auch das Schlichte zu würdigen, wahr zu empfinden, Großes wie Kleines selbst und in eigener Weise zu erleben. Wird nicht in manchem später der Wunsch aufleben, im Frieden die Stätten des Krieges aufzusuchen und noch einmal und nur in naiver Naturempfindung die Landschaft in sich aufzunehmen, die seiner Seele einst in den Schauern des Krieges Trost und Schönheit bot?

Vor allen Dingen wird uns dieser Krieg die deutsche Erde schätzen lehren. Zunächst aus rein materiellen Gründen. Sie brach zusammen, jene Illusion eines weltumspannenden Kommunismus (gerade so wie der Traum vom ewigen Frieden), wonach wir es ja gar nicht mehr nötig hätten, unsere heimische Erde selber zu bebauen, weil ja in den weiten Ebenen Amerikas auch für uns das Getreide wüchse, so daß wir uns ausschließlich der gewinnbringenden

Deutsche Nachhut im Oise-Gebiet.

Von dem planmäßigen deutschen Stellungswechsel an der Westfront zwischen Arras und der Aisne.

Nach Zeichnungen des an dem freiwilligen Rückzug unserer Truppen beteiligt gewesenen Mitarbeiters der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Berthold Adolph.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Auffahrende Artillerie in der Woëvre-Ebene. Nach einem Gemälde des Kriegsmalers W. Schreuer.



Prinz Friedrich Karl von Preußen,

Sohn des Prinzen Friedrich Leopold, Rittmeister im Leib-Husaren-regiment Nr. 1, seit 1. Oktober 1916 Mitglied der Fliegertruppe, in den letzten Wochen vertretungsweise Führer einer Fliegerabteilung, ist am 21. März bei einem Flug schwerverwundet in englische Gefangenschaft geraten. (Hofphot. W. Niederastroth, Potsdam.)

Beschäftigung in den Fabriken und Kontoren hingeben könnten. Wo kämen wir jetzt hin, wenn wir jetzt nicht unsere eigenen Felder sorgfältig bebauten? Wir werden uns den Krieg eine Lehre sein lassen. Wir werden unsere heimische Erde pflegen, unsere Sümpfe trocken legen und unser Ödland fruchtbar machen. Das wird vieler Herzen, Köpfe und Hände bedürfen, und das ist gut so. Zurück zur Natur! Der Ruf kann gar nicht genug erschallen und befolgt werden. Wir brauchen die städtische Kultur zur Höherentwicklung unseres Volkes, wir bedürfen aber noch mehr der Natur als eines Kräfteborns, aus dem uns am allermeisten Kraft, Gesundheit, Glück quillt; den Krieg aber, der uns ja sonst soviel Unglück bringt, dürfen wir segnen, wenn er in Millionen von Herzen das geschwächte oder verlorene Naturgefühl wieder stärkt oder weckt.

Angelika Hartmann.

In Leipzig starb am 22. März 1917 die Vorkämpferin des modernen Erziehungswesens, Frl. Angelika Hartmann, im Alter von 87 Jahren und 8 Monaten. Ein Dasein ist abgeschlossen, das ausgefüllt war von Arbeit und Mühe und Streben nach höchsten Zielen, dem aber auch Erfüllung in reichem Maße beschieden war. Noch in ferner Zukunft wird ihr Lebenswerk von ihrem segensreichen Schaffen Zeugnis ablegen. — Angelika Hartmann wurde am 12. Juli 1829 als Tochter des Konsistorialrats Hartmann in Cöthen geboren. In drei Generationen haben väterliche Ahnen von ihr in Cöthen als Konsistorialräte auf Gebieten der Pädagogik gewirkt; die Neigung zum Erziehungsberuf lag ihr also im Blute. Sie war früh verwaist; schon in ihrem fünften Lebensjahr verlor sie ihre Mutter; ihr Vater wurde ihr entrissen, als sie sechzehn Jahre alt war. Die junge Angelika mußte nun selbst für sich sorgen, da die Pension nur gering war. Durch Stundengeben aller Art gelang es ihr, sich wirtschaftlich zu behaupten. In dieser Zeit wurde der in Cöthen lebende pädagogische Schriftsteller Karl Schmidt ihr Lehrer. Der bedeutende Verfasser der ersten „Geschichte der Pädagogik“ und anderer Erziehungswerke führte sie in die pädagogischen und philosophischen Wissenschaften ein. Er machte Angelika mit Frau v. Mahrenholz-Bülow bekannt, und diese wiederum führte die junge Lehrerin, die eine immer wachsende Begeisterung für das Erziehungswesen und den Erziehungsberuf bekundete, zu Friedrich Fröbel. Der Verkehr mit diesem Meister der Erziehung wurde entscheidend für ihr Leben. Sie versenkte sich in Fröbels System und übertrug es ins praktische Leben.



Vom Besuch des Kaiserpaares in dem Lazarett der Hochschule für bildende Künste in Berlin: Empfang des Kaisers und der Kaiserin durch Professor Artur Kampf.



Vizefeldwebel Friedrich Manschott,

einer unserer hervorragendsten Flieger, der in den drei Monaten seiner Fronttätigkeit elf Gegner, acht Flugzeuge und drei Fesselballone, vernichtete, erlitt am 16. März den Heldentod.



Baracke in einer von unseren österreichisch-ungarischen Bundesgenossen genommenen italienischen Stellung.



Stützpunkt und Handgranaten-Wurfstand unserer österreichisch-ungarischen Bundesgenossen im Hochgebirge.

Der Krieg gegen Italien.



Angelika=Hartmann=Bank in Cöthen i. A., dem Geburtsort der am 22. März in Leipzig im 88. Lebensjahre verstorbenen Vorkämpferin des modernen Erziehungswesens. Entworfen und ausgeführt von Bildhauer Paul Stuckenbruck, Leipzig. (Phot. Paul Kabisch, Leipzig.)

Eine Zeitlang leitete sie die Anstalt des Schuldirektors Marquart in Dresden nach Fröbelschen Grundsätzen. Dann kehrte sie nach Cöthen zurück, um in ihrer Vaterstadt auf Grund ihrer gewonnenen Kenntnisse und Erfahrungen Erziehungsanstalten ins Leben zu rufen. Sie gründete den ersten Kindergarten, dem sie in allmählichem Ausbau eine siebenklassige Erziehungsanstalt angliederte, in welcher die Knaben bis zum Eintritt in das Gymnasium vorgebildet, die Mädchen bis zur Konfirmation geführt werden. Dieser Anstalt gliederte sie ferner eine Abteilung an, in der junge Mädchen zu Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen ausgebildet werden. Der gesamten Erziehungsanstalt gab sie zum Gedächtnis ihres Lehrers den Namen Dr.=Karl=Schmidt=Institut.

Im Jahre 1875 siedelte Angelika Hartmann nach Leipzig über. Sie gründete hier ein Kindergärtnerinnen= und Lehrerinnenseminar sowie einen Kindergarten. Diese Unternehmungen wurden von ihr ganz im Fröbelschen Geist geleitet. 1877 rief sie den Leipziger Fröbelverein ins Leben, zu dessen Aufgaben es gehört, einen Volkskindergarten und eine Anstalt zur Ausbildung weiblicher Dienstboten zu unterhalten. Im Jahre 1898 vermachte sie dem Fröbelverein ihr Kindergärtnerinnenseminar und ihren Privatkindergarten. Alle Institute des Vereins leitete sie ohne Entgelt. 1904 bezog ihr Fröbelverein ein eigenes Heim in der Marienstraße und nannte es nach der ehrwürdigen Gründerin des Vereins Angelika=Hartmann=Haus. Auch eine Stiftung, die ihren Namen trug, wurde begründet, deren Zinsen alljährlich an würdige Schülerinnen verteilt werden.

Angelika Hartmann war bis zum letzten Atemzuge unermüdlich tätig und hat noch in den Vormittagstunden ihres Todestages Zeugnisse von Schülern und Schülerinnen unterschrieben. Sie hatte eine große Gabe, mit Kindern und der Jugend zu verkehren, ihre Herzen und ihr Vertrauen zu gewinnen, und wußte meisterhaft zu unterrichten. Sie hatte ein feines und tiefes Verständnis für die Kindesseele und war daher die geborene Erzieherin. Um die Verwirklichung, Vertiefung und Weiterentwicklung der Fröbelschen Erziehungsidee hat sie sich die größten Verdienste erworben und sich durch die Gründung und Leitung ihrer Erziehungsinstitute als hervorragende Organisatorin erwiesen. Daß auch die jetzige Zeit des großen Krieges die Erziehung vor neue Aufgaben stellt, war ihr wohlbewußt.

Ihre Vaterstadt Cöthen hat ihr zu Ehren im November 1914 eine von dem Leipziger Bildhauer Paul Stuckenbruck entworfene und ausgeführte Angelika=Hartmann=Bank in weißem Marmor errichtet, gegenüber dem Hause, in dem sich vor Jahren der erste Kindergarten Angelikas befand. Ihre feinen, gütigen und geistvollen Züge hat Hans Zeißig auf einer Plakette festgehalten.

Dr. L. Stettenheim.

Die von 6= bis 7000 Personen besuchte vaterländische Kundgebung für die 6. deutsche Kriegsanleihe im Zirkus Busch in Berlin am 25. März.

Aus der Ansprache des preußischen Finanzministers Dr. Lentze: „Darum ist es eine heilige Pflicht für uns alle in der Heimat und eine Ehrenschuld gegen unsere Kämpfer im Felde, daß wir alle uns an der Kriegsanleihe beteiligen. Wie unser Vaterland von unserem ganzen Volke verteidigt wird, so muß auch die Kriegsanleihe eine Volksanleihe sein. Also die Gewissen geschärft! Einer werbe beim anderen um die Zeichnung für die Kriegsanleihe. Unsere Helden in den Schützengräben und auf dem Weltmeer erwarten das von uns. Enttäuschen wir sie nicht! Erweisen wir uns ihrer würdig! Ein jeder von uns tue seine Pflicht! Dann ist der Sieg unser!“ (×) Reichskanzler v. Bethmann Hollweg.

Bücherschau.

Philosophie und Krieg. II. Es sind im wesentlichen drei Problemkreise, die in den erwähnten Aufsätzen und Reden*) berührt werden, und die auf eine Philosophie des Krieges hinführen. Am meisten wird eine Bestimmung des Wesens der deutschen Philosophie vermittels des Krieges versucht. Die eigentümliche Wirkungsart des deutschen Geistes, der sich im Kriege in stärkster und reinster Kraft offenbart, bedingt auch eine besondere Äußerungsweise der Philosophie. So kann der Krieg zu einer Klärung des Wesensbegriffes der Philosophie beitragen, umgekehrt aber auch die Philosophie mithelfen, das Wesen dieses deutschen Krieges zu verstehen und zu deuten. Die beste Charakteristik dieser Art gibt Eucken: „Die deutsche Philosophie ... ist nicht ein bloßes Sichorientieren über eine gegebene Welt, sondern ein kühner Versuch, die Welt von innen heraus zu verstehen, sie bildet große Gedankenmassen, gewaltige Systeme, und unternimmt von ihnen aus, die sichtbare Welt zu beleuchten, ja sie in eine unsichtbare umzusetzen." Ob tatsächlich das Kriegserlebnis auf die Fortbildung der Philosophie einwirken wird, ob umgekehrt die Stellung zum Kriege, die Kriegsleistung mit durch die Macht der deutschen Philosophie, durch ihre Durchdringung und Umwandlung der Lebensformen und Anschauungen bedingt ist, kann für den Leser der genannten Aufsätze kaum mehr zweifelhaft sein. Die zweite Problemgruppe ist völlig anderer Art. Wie weit hat der Krieg Fragen mit Mitteln gelöst, die bis dahin allein Gegenstand der Philosophie zu sein schienen? Ist in der Tat durch den Krieg die Problemlage der Philosophie eine andere geworden? Ist wirklich auch im Krieg nur die ratio Grund und Quell der Entscheidungen, hat sie allein gestaltende und schöpferische Kraft, ist sie als Erkenntnismittel ausreichend in Verbindung mit der Erfahrung, gilt mit anderen Worten die Kantische Grundstellung zur Welt auch jetzt noch, oder sind Kräfte ins Spiel getreten, die zwar geistiger Art, aber doch mit den Mitteln des deutschen Idealismus nicht zu begreifen sind? Ich bin überzeugt, schon formaliter können wir nicht mehr bei der alten Art, die Dinge in Begriffsnetze einzufangen und einzuspannen, stehenbleiben; wir dürfen nicht mehr ein künstlich aufgebautes Begriffssystem über und neben den „Dingen" aufbauen, uns nicht mit lebenslosen Spekulationen ontologischer Art befassen. Aber freilich, ob Philosophie Erlebnis, Tat oder doch letzten Endes wieder Erkenntnis sei, kann für den nicht zweifelhaft sein, der der Philosophie die geschichtliche Kontinuität gewahrt wissen will, und der die Erkenntnisleistung und methodische Forschung nicht deswegen über Bord geworfen sehen möchte, weil der Begriff der Philosophie sich erweitert und vertieft hat. Gerade die eigentümliche „Erlebnisart" des Krieges zeigt, daß die tiefste Erschütterung den Kern eben nur deshalb ergreift, weil sie aus ihm hervorgeht. Der Schöpfer des deutschen philosophischen Geistes unserer Zeit ist und bleibt Kant, und mit seiner Seele erleben und begreifen wir diesen Krieg. Aber je mehr wir ihn „kantisch" erleben, desto fremder wird uns Kant selber. Darum geht es uns jetzt, wie wir es längst ahnten, aber nicht offen auszusprechen wagten: Wir können weder ohne noch mit Kant Philosophie treiben. Wir müssen von Kant ausgehen, sonst laufen wir in die Irre; aber wir können nicht bei ihm stehenbleiben, sonst verharren wir ewig an derselben Stelle. Damit ist aber auch schon die dritte wesentliche Problemgruppe berührt, die jene Schriften uns nahelegten. Welche Probleme enthält denn der Krieg, die eine besondere Philosophie als begründet erscheinen lassen? Welche Fragen stellt das Erlebnis des Krieges, die nur philosophisch beantwortet werden können? Man kann hierauf geschichtlich antworten, indem man die wesentlichen philosophischen Gedanken über den Krieg oder den Frieden von der Antike bis zur Gegenwart oder besonders im Mittelalter zusammenstellt, oder aber systematisch, indem man eine eigene philosophische Stellung zu den Problemen des Krieges begründet. Das erste hat Gomperz*), haben in anderer Form Finke, Prutz u. a. versucht, das zweite hat außer Bergmann, v. Roretz, Steinmetz vor allem Scheler**) in seinem hervorragenden Werk über den „Genius des Krieges" getan, der damit alle anderen Versuche ähnlicher Art von vornherein antiquiert hat. Freilich ist auch ihm eine eigentliche systematische Philosophie des Krieges nicht geglückt, aber seine tiefgrabenden Analysen entrollen doch die in Frage stehende Problematik in vorbildlicher Form. Auf dieses freilich nicht leicht zu bewältigende Werk sei deshalb besonders die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift gelenkt. Von diesem Werke aus hätte auch eine Weiterführung der Probleme zu beginnen.

Dr. Bruno Jordan.

*) Siehe Nr. 3847 dieser Zeitschrift.

„Zwei Jahrhunderte deutscher Malerei." Von Curt Glaser. Bruckmann, München. Gebunden 11,50 Mark.

Wurde der Kunsthistoriker vom gebildeten Publikum nach einem zusammenfassenden Werke über die alte deutsche Kunst gefragt, so geriet er in die peinliche Verlegenheit, gestehen zu müssen, daß es über dieses größte Gebiet der deutschen Kunst nichts gibt, was den modernen Ansprüchen genügen könnte. Seit dreißig Jahren hatte die deutsche Wissenschaft wertvolles Einzelmaterial angehäuft, und der große Wert der Arbeit Glasers liegt nicht nur darin, daß er die Lücke überhaupt gefüllt, sondern auch, daß er sich den Stoff auf seine Weise zurechtgelegt hat und mit einer klaren und kraftvollen Sprache Gestaltungsprobleme, Bildformen, Landschaftscharaktere und Persönlichkeiten analysiert. Der Verfasser wollte in die dem Publikum ganz fremde Welt der alten deutschen Meister mit all ihren unbekannten Namen und ihrer oft recht seltsam eigenwilligen Kunst die große Übersicht einer Entwicklung tragen und fand, indem er die Gestaltungsprobleme und die Bildformen zum Mittelpunkt seiner Geschichte machte, in diesen Problemen das einigende Band. Hiermit erreichte er ebenso eine fließende Darstellung und schöne Lesbarkeit, wie er andererseits auch den Leser immer wieder auf die künstlerischen Ausgangspunkte der Bildformen hinwies und dem neuen Material erst seine kunstgeschichtliche Form gab. So ist dieses treffliche Werk auch für die Wissenschaft ein guter Gewinn. Nach den Anfängen der deutschen Tafelmalerei an der Wende zum fünfzehnten Jahrhundert verfolgt der Verfasser die einzelnen Momente des neuen Naturgefühls in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts, bis dieses in den vierziger Jahren in einem starken Raumgefühl einen sicheren, inneren Halt und einen starken positiven Ausgangspunkt in der Bildform gefunden hatte. In den schönen Kapiteln der vierziger Jahre gruppieren sich diese Ausführungen des Verfassers um die kraftvolle Persönlichkeit Konrad Witz. So sehr der Verfasser den Blick auf die großen künstlerischen Zusammenhänge gerichtet hat, so ist doch die Anteilnahme der einzelnen Person an den Aufgaben des Zeitstils immer deutlicher geworden. Erst in dem sechzehnten Jahrhundert, in dem die großen Persönlichkeiten der deutschen Malerei uns nicht nur als künstlerische Persönlichkeiten, sondern auch als Menschencharaktere deutlicher werden, läßt Glaser uns das einzelne Individuum klarer entgegentreten. Jeder Künstler wird dort ganz aus seinen Elementen aufgebaut. Doch auch da geht das Bestreben des Verfassers nur auf das Wesentliche seiner Kunst aus, auf das, was bleibend mit der Vorstellung dieses Künstlers verbunden ist. Und indem er das große Kunstwollen der einzelnen Persönlichkeit in den Vordergrund der Analyse stellt, entsteht doch unmerklich der Zusammenhang der Einzelnen in der Zeit als Stil. Die ganz abgerundete Darstellung des großen Gestalters und Koloristen Grünewald gehört auch sprachlich zu den schönsten Stücken des Buches; ebenso der Ausklang des Buches mit dem Nachdruck

*) „Philosophie des Krieges in Umrissen." Verlag Perthes, Gotha.
**) „Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg." Verlag der Weißen Bücher, Leipzig.

auf den größten Maler der Deutschen in Hans Holbein. Dazwischen steht die reiche Schar der Dürer, Cranach, Altdorfer, Grien u. a. Das Beste, was man diesem schönen Buch, das mit 250 vortrefflichen Abbildungen geschmückt ist, nachsagen kann, ist, daß auf lange Zeit hinaus dieser so lang vergessen gewesene Gegenstand nicht wieder behandelt zu werden braucht. Dr. Kurth.

„Hausbau und dergleichen." Von Heinrich Tessenow. Bruno Cassirer, Berlin. Gebunden 12 Mark.

Unser künstlerisches Arbeiten der verflossenen Jahrzehnte charakterisiert der Verfasser als ein Vielerlei der Wünsche, als geringes Können, bei immer neuem Wollen. Anstatt das Fundament alles Gewerblichen, das einfach schulmäßige oder handfeste Können, die Ordnungsliebe, den Fleiß, das klare Denken, die einfache Tüchtigkeit zu fördern, mühten wir uns bisher um irgendwelche Feinheiten oder Eigenheiten ab. Wir wollten bisher sehr viel Kunst und möglichst kein Handwerk, doch sollten wir umgekehrt überhaupt keinen Willen zur Kunst, sondern nur einen solchen zum Handwerklichen oder Gewerblichen haben. Wir vermögen die Kunst zu locken, aber im Grunde genommen kommt sie von selbst, oder sie kommt überhaupt nicht. Das Handwerk jedoch, das primäre Schaffen, ohne das uns die Kunst nicht sein kann, kommt nicht von selbst. Erst nachdem wir fleißig und gewissenhaft gearbeitet haben, und nachdem wir handwerklich stark geworden sind, kann uns das ersehnte künstlerische Zeitalter kommen. Vor dem Hohen steht immer die Kraft! Nach diesem in der Einleitung festgelegten, zum großen Teil mit eigenen Worten skizzierten Glaubensbekenntnisse des Verfassers läßt er im ersten Teile seines Buches neun Aufsätze folgen, mit denen er eine Reihe von Fragen, „die im gewerblichen Leben immer wieder zuerst auftreten oder uns besonders wichtig sind", zu beantworten sucht. In kurzen Betrachtungen menschlich nahestehender Dinge des handwerklichen Lebens gibt er seine Gedanken in volkstümlich-wissenschaftlicher Art, oder er erteilt Anleitung zum Gestalten und Bilden, wie in den Aufsätzen „Die Regelmäßigkeit und besonders die Symmetrie", „Die Sauberkeit und die Reinheit der gewerblichen Arbeit", „Empfindsames über das Teilen und Verbinden". In dem zweiten, dem umfänglicheren Teile bringt der Verfasser Entwürfe und selbstausgeführte Anlagen. Arbeiter- und Reihenhäuser, ländliche und städtische Einfamilienhäuser, Gutsherrenhäuser, ferner äußere Bauteile, wie Hauseingänge, Laubenanbauten, Gartenlauben, Laubengänge usw., schließlich Raumteile mit einfachen Möbeln für ein Einfamilienhaus. Einen besonderen Raum nimmt die vom Verfasser erbaute Bildungsanstalt für rhythmische Gymnastik in Hellerau bei Dresden ein. Einfachheit, Klarheit, die zur Selbstverständlichkeit werden, strengste Sachlichkeit, Schlichtheit und Natürlichkeit sind die Fundamente, wie sie Tessenow selbst für das gewerbliche Schaffen bezeichnet, auf die seine Arbeiten zurückgehen. Die Grundrisse, die sich durch Wohnlichkeit und praktischen Sinn für die Bedürfnisse des Lebens auszeichnen, zeigen ungemein gewissenhafte und gründliche Durcharbeitung, der Aufbau ist von strenger Einfachheit und zwingender Logik. Mit großer Liebe und Sorgfalt ist Gebäude mit Garten verarbeitet; Terrassen, Lauben, breit vorgelagerte Stufen leiten das Gebäude zum Garten über. Die Anlagen in ihrer Gesamtheit atmen Behaglichkeit und Beschaulichkeit, sie laden ein zum Ruhen und Bleiben. Sie wollen besonders auch dem kleinen Mann die Freude des eigenen Besitzes vor Augen führen und ihm zeigen, wieviel stille Lebensfreude das gut eingerichtete Haus und der selbstbewirtschaftete Garten in sich bergen. A. Herold.

Rußland. Mit 205 Abbildungen. Zusammengestellt und eingeleitet von Dr. Walther Weibel, Delphin-Verlag, München 1916. 4°, XXIX und 96 Seiten. Preis 2 Mark.

Der Krieg hat Hunderttausende deutscher Kämpfer weit hinaus geführt in die Welt und damit im ganzen Deutschen Reich ein früher nicht geahntes Interesse für Länder und Völker erweckt, die bis dahin deutschem Denken leider nur allzuferne lagen. Diesem Bedürfnis sucht eine in großartiger Fülle emporgeschossene Kriegsliteratur entgegenzukommen. Aus ihr ragt nach Inhalt und Ausstattung in gleich vorbildlicher Weise das vorliegende Werk hervor. Das Hauptgewicht ist auf die trefflich wiedergegebenen, durch Anmerkungen erläuterten Abbildungen gelegt, die in wohldurchdachter Weise Rußlands Land und Leute, Städte, Baukunst, Verkehr und Landwirtschaft, Sitten und Trachten vorführen und damit in einer bisher nicht annähernd erreichten Vollständigkeit eine klare Anschauung von dem Wesen Rußlands bieten. Der Geograph hätte allerdings auch gerne das eine oder andere Bild von der Tundra, vom russischen Sumpfwald, von der südrussischen Steppe gesehen und würde auch für den Ural eine andere Auswahl treffen. Vorzüglich ist auch die textliche Einleitung, die, gestützt auf eine sorgfältige Literaturauswahl, das Wissenswerteste über Rußland in klarer Sprache darlegt. Noch schärfer wünschten wir die Tatsache hervorgehoben, daß die Gebiete der russischen Fremdvölker von Finnland bis Polen nicht nur nach der Nationalität, Konfession und Kultur ihrer Bewohner, sondern auch nach der Natur des Landes erheblich von dem echtrussischen Boden abweichen, von dem sie auch die Naturgrenze des seenreichen Moränengürtels und weiterhin der Rokitnosümpfe trennt. A. Merz.

Auguste Hauschner: „Der Tod des Löwen". 160 Seiten. Egon Fleischel & Co., Berlin. „Die Feldbücher". Gebunden 1 Mark.

Diese kleine Erzählung von Auguste Hauschner ist nicht durch Meyrinks „Golem" und Max Brods „Weg zu Gott" angeregt oder beeinflußt; aber sie steht zu diesen Werken durch Ort und Personen in Beziehung und ist für den Aufnehmenden durch sie in der Stimmung vorbereitet. Der Hradschin und das Prager Ghetto stellen die Kulissen. Das Golem-Motiv spielt hinein, und Tycho Brahes mächtige Gestalt schreitet hindurch. Der Held der Erzählung aber ist Rudolf II., der rätselhafte Habsburger. Die Dichterin sucht den Weg des Schicksals in dem seltsamen Charakter. Sie sucht die Ursache und das Wesen des Mißgeformten in ihm. In eine verworrene Zeit geboren, wird Rudolf von den Parteien hin und her gerissen. So schwankt sein zerstörter Geist zwischen anmaßender Selbstüberhebung und feigem Aberglauben, der ihn in die Irrwälder der Astrologie und der jüdischen Mystik treibt. Sein Schicksal aber ist das Schicksal seines Löwen Mehmed Ali: das Schicksal der Natur, die der Käfig krank machte und verdarb. In dunklen, harten Farben, stark im Vortrag, malt die Dichterin dieses Charakterbild. Das alte Prag und die Bewegungen der Zeit geben reiches episodisches Beiwerk, das sich um die Gestalt schließt und die Tragödie unterstreicht und hervorhebt. Das Werkchen hat bedeutende epische Fülle und Dichtigkeit und ist groß in der Linie. Peter Hamecher.

Eingegangene Bücher.

Besser, Hans: Natur- und Jagdstudien in Deutsch-Ostafrika. 79 S. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung (Kosmos). 1 Mk.

Eucken, Rud.: Die geistesgeschichtliche Bedeutung der Bibel. 39 S. Leipzig, Alfred Kröner. 1 Mk.

Marquardsen-Kamphövener, Else: Das Wesen des Osmanen. Ein Berater für Orientfahrer. 122 S. München, Roland-Verlag. 1,20 Mk.

Müller, Alfred Leopold: Praktische Gedächtnislehre. 108 S. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 1,60 Mk.

Richter, Ludwig: Beschauliches und Erbauliches. Ausgew. und eingel. von Georg Jacob Wolf. Mit 29 Bildern. München, Delphin-Verlag. 0,70 Mk.

Risch, Reg.-Rat, und Wagner, Oberbürgermeister Dr. v.: Neue Wege zur Förderung der Lebensmittelproduktion und -versorgung. 32 S. Leipzig, Veit & Comp. 1,20 Mk.

Saager, Adolf: Des Herrn Pepi Huber Kriegserlebnisse. 149 S. München, Georg Müller. Geb. 3 Mk.

Stieler, Karl: Ein Winteridyll. 43 S. Dachau, Einhorn-Verlag. Geb. 1,20 Mk.

Ende des redaktionellen Teils.

Steinway

Flügel & Pianinos
verdienen die Bevorzugung, die ihnen in steigendem Maße zuteil wird. Das beweist jeder neue „Steinway" durch die Fülle und Schönheit des Tones und jeder ältere durch seine Unverwüstlichkeit
Steinway & Sons
Hamburg 6
Vertreter in allen grösseren Städten.

SATRAP
PHOTO PAPIERE CHEMIKALIEN





LEHMANN STEGLITZ

CHEMISCHE FABRIK AUF AKTIEN (vorm. E. SCHERING) BERLIN-CHARLOTTENBURG.

Kriegs-Briefmarken!
30 versch. d. Zentralmächte M. 3.—
Jllustr. Liste, auch üb. Albums kostenl.
Bar-Ankauf von Sammlungen aller Erdteile, als auch einzel. Seltenheit.
Max Herbst, Markenhaus, Hamburg Z.



Verlangen Sie Preisliste L.



Stuttgarter
Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)
Versicherungsstand: 1 Milliarde 164 Millionen Mk.
Bankvermögen . . . . 474 „ „
Seither erzielte Überschüsse . 266 „ „
Kriegsversicherung
von Landsturmpflichtigen, Garnisondienstfähigen, Beamten usw.
gegen mässige Extraprämie

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE
Gaedke
QUALITÄT NUR GUTE
HAMBURG
KAKAO SCHOKOLADE KEKS
ZUR ZEIT AUSVERKAUFT



Musik-Instrumente
für unsere Krieger, für Schule und Haus.
Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Fort mit dem



Beinverkürzung unsichtbar. Gang elastisch und leicht. Jeder Ladenstiefel verwendb.
Gratis-Broschüre senden:
EXTENSION,
G. m. b. H.,
Frankfurt a. M.
Eschersheim Nr. 311.

Maraschino
EINZIG IN DER WELT
LUXARDO
ZARA
DALMATIEN, Oesterreich

Konzessionierte
Königl. Sächs.
Lotterie-Kollektion
Friedr. Otto Kunze
Chemnitz
In Österreich-Ungarn verboten

---

170. Kgl. Sächs. Landeslotterie
(In Oesterreich-Ungarn verboten)
mit Haupttreffern von 500 000, 300 000, 200 000, 150 000, 100 000, 60 000, 3×50 000, 3×40 000, 4×30 000, 7×20 000 ꝛc. ꝛc., **event. 800 000 Mark.**
Hauptziehung 5. Klasse vom 11. April bis 3. Mai c.
Lose dazu: Ganze 250 M., Halbe 125 M., Fünftel 50 M., Zehntel 25 M.
Plan und Prospekt gratis — versendet die seit 1861 bestehende Kollektion von
Heinr. Schäfer in Leipzig 13, Petersstrasse 33.
Telephon 1778 — Postscheck-Konto Leipzig 51 205.

Zigaretten-Fabrik
HERBSTOLI
Berlin N. 37, *Schönhauser Allee 8*

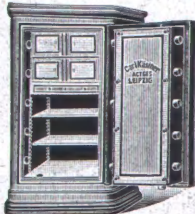
Lose zur 170. Kgl. Sächs. Landes-Lotterie
mit Haupttreffern von 500 000, 300 000, 200 000, 150 000, 100 000, 60 000, 3×50 000, 3×40 000, 4×30 000, 7×20 000, 4×15 000, 14×10 000 usw., **event. 800 000 Mark.**
Ziehung 5. Klasse findet vom 11. April bis 3. Mai 1917 statt.
(In Oesterr.-Ung. verbot.)
Lose 5. Klasse: 1/1 250.— 1/2 125.— 1/5 50.— 1/10 25.— Mk. (Liste u. Porto extra) empfiehlt u. versendet:
Herm. Schirmer Nachf., konz. Kollektion, Leipzig I.
Giro-Konto: Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt. Postscheck-Konto Leipzig Nr. 2560.

Königl. Sächs. Landes-Lotterie
Staatsunternehmen mit grössten Gewinnaussichten. Jedes 2. Los gewinnt.
11. April beginnt die **Hauptziehung** und dauert bis 3. Mai 1917.
800000 200000
500000 150000
300000 100000
(In Österr.-Ung. verb.)
und namentlich zahlreiche Mittelgewinne.
Im ganzen kommen
39600 Gewinne und 1 Prämie
16 Millionen 649200 Mark
innerhalb 4 Wochen zur sicheren Verlosung. Daher beteiligen sich viele erst zur Hauptziehung.
Ein guter Griff ev. 800000 M.
Das Glücksrad

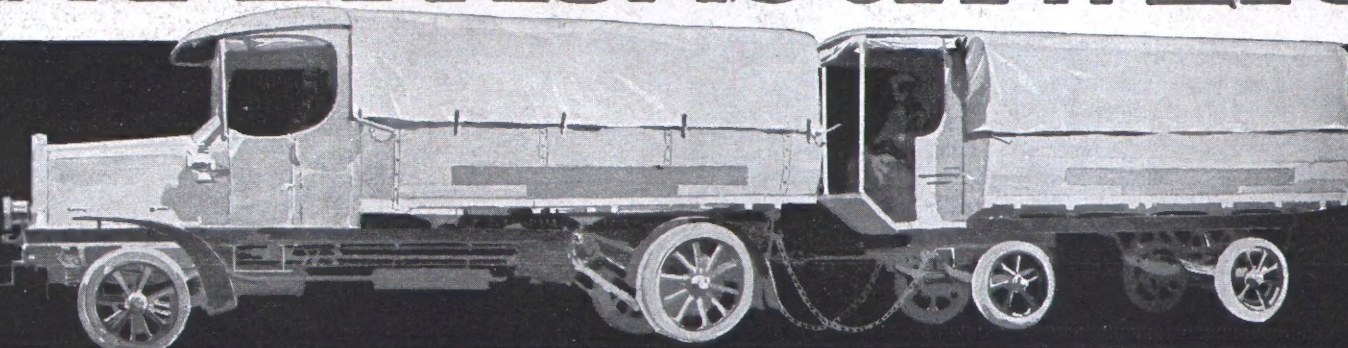
Lose	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
ℳ	25.-	50.-	125.-	250.-

Spielplan frei.
Versand, auf Wunsch unter Nachn. d. d. Kgl. Koll.
Hermann Straube
Leipzig, Lortzingstrasse 8.
Gewinnlisten und Auszahlung schnell.
Bankkonto Deutsche Bank. Postscheckkonto Leipzig 7516

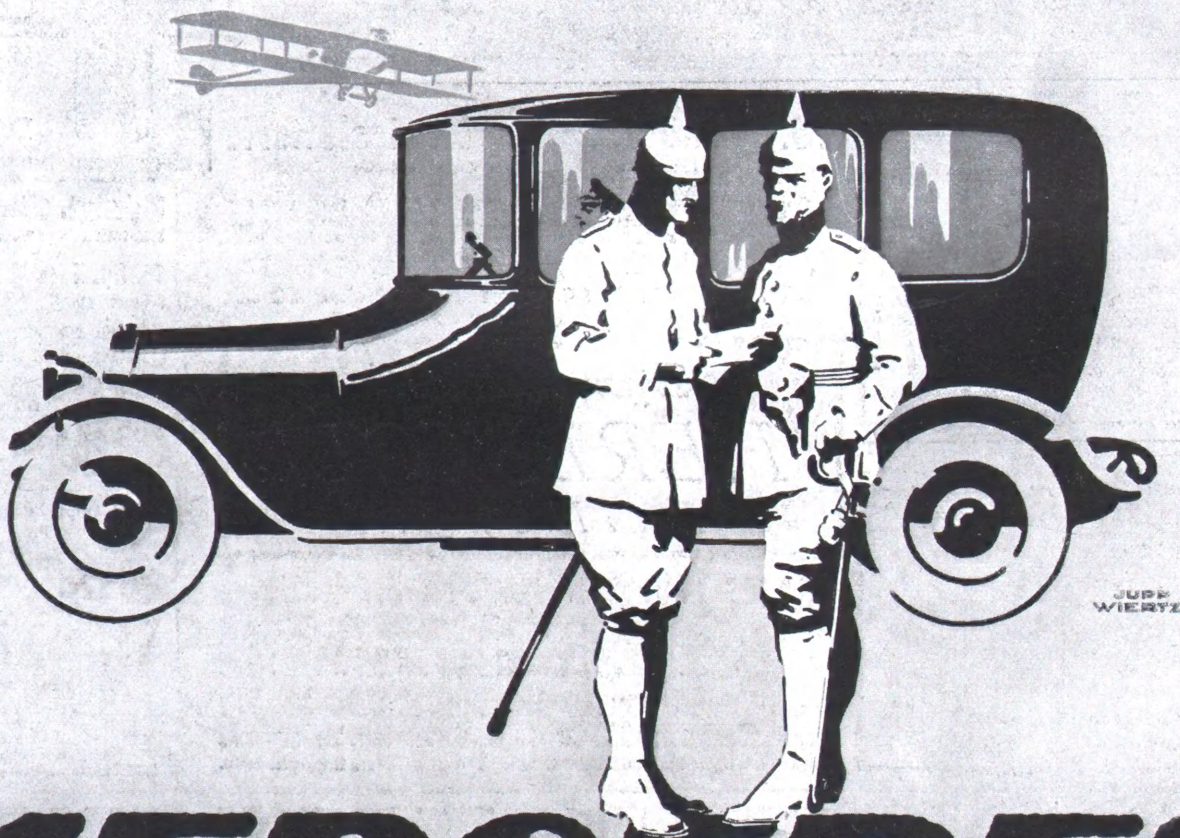
Carl Kästner, Leipzig
Actien-Gesellschaft. Gegründet 1846.
Spezialfabrik für
Panzerschränke
aller Art,
Tresor- und Schließfächer-Anlagen, Stahlkammern etc.
neuester, unübertroffener Konstruktion.
Export nach allen Ländern. Kataloge kostenlos.



BÜSSING BRAUNSCHWEIG
Motor-Lastwagen









Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.
Generalvertreter für Ungarn: Direktor Josef Schuller, Budapest VI, Liszt Ferencz tér 3.